

Edmund Dorer's

Nachgelassene Schriften

Herausgegeben

von

Adolf Friedrich Graf von Schack

Erster Band

Dichtungen — Übersetzungen



1893

Verlag von L. Ehlermann

Dresden



Lyrische Gedichte
Fastnachts-Spiele
Übersetzungen

von

Edmund Dorer

Herausgegeben

von

Adolf Friedrich Graf von Schack



1893

Verlag von C. Ehlermann

Dresden

Vorwort.

Es ist eine betrübende Erscheinung in unserer Litteratur, daß manche Gelehrte, Schriftsteller und Dichter trotz höchst schätzbarer Werke, die sie hervorgebracht, doch nie die gebührende Anerkennung gefunden haben. Zu diesen gehört der Schweizer Edmund Dorer, dessen Name wahrscheinlich nur wenigen bekannt ist, während manche Autoren von völlig wertlosen und schülerhaften Produkten es zu Ruf und Ansehen gebracht haben. Schon in seinem dreiundzwanzigsten Jahre ließ er sein erstes Buch erscheinen, und dann folgte Jahrzehnte hindurch eine lange Reihe von Schriften aus seiner Feder, wozu noch eine fast unzählbare Menge von interessanten Aufsätzen in Zeitschriften kam.

Während die letzteren oft mit dem Blatt, in dem sie gedruckt wurden, in alle Winde hinflatterten, war es den in Buchform erschienenen nachteilig, daß sie teils in kleinen Buchhandlungen, teils im Kommissionsverlage herauskamen. Was auch diejenigen, auf deren Titelblatt der Name angesehener Firmen steht, gehindert hat, irgend welche Verbreitung zu finden, läßt sich schwer sagen. Eine Tugend des Verfassers, seine seltene Schüchternheit und Bescheidenheit, mag teil an diesem Mißerfolge haben. Zuletzt scheint

demselben die Lust am Publizieren von Schriften, die niemand las, vergangen zu sein; doch fuhr er fort zu schreiben, und die Menge der von ihm hinterlassenen, noch ungedruckten Manuskripte ist eine große.

Ich selbst lernte Dorer spät kennen und ward erst durch diese persönliche Bekanntschaft auf ihn als Autor aufmerksam. Durch ihn erfuhr ich von den vielen in seinem Pulte verschlossenen Manuskripten; vergebens aber suchte ich ihn zu deren Herausgabe zu ermutigen. Nachdem er endlich einer schmerzhaften Krankheit, die schon damals weit vorgeschritten war, erlegen, fand sich in seinem Testament eine Verfügung, wonach eine Auswahl aus seinem litterarischen Nachlaß erscheinen sollte. Aber mehrere Jahre schwanden, bis ich hiervon Kenntnis erhielt. Ich that nun sogleich die nötigen Schritte, um den Wunsch des trefflichen Mannes in Erfüllung zu bringen, und so erscheint denn hier unter Zustimmung seines Bruders eine Auswahl seiner Werke, die großenteils noch ungedruckt geblieben, während auch die schon gedruckten fast garnicht bekannt geworden. Die biographischen Notizen, die ich über Edmund Dorer zu geben vermag, sind wegen der Verborgenheit, in welcher sein Leben hinfloß, nicht so reichlich, wie ich sie wünschte.

Er wurde am 15. Juni 1831 zu Baden in der Schweiz geboren, jener freundlichen, nicht ferne von Zürich gelegenen Stadt, welche einst einer der berühmtesten aller Badeorte war, wo Fremde aller Länder Heilung suchten und die Montaigne uns in ihrem bunten, originellen Treiben schildert.

Dorer stammte aus einem alten vornehmen Geschlecht, und eine Reihe seiner Vorfahren bekleidete bedeutende Posten in der Stadt. Sein Vater Edmund Dorer-Egloff war Schultheiß und Landammann des Kantons Aargau, be-

schäftigte sich aber nebenbei mit wissenschaftlichen Studien. Der ausgezeichnete Bildhauer Robert Dorer ist Edmunds jüngerer Bruder. Mit diesem vereint ging er schon in jungen Jahren, etwa 1845, nach München, um den Studien obzuliegen, wo beide Brüder an dem trefflichen Friedrich Thiersch einen Lehrer zugleich und Freund fanden. Während Robert besonders durch eifriges Studium der dortigen Kunstsammlungen und unter Anleitung von Bildhauern sich für die Skulptur ausbildete, widmete sich Edmund philologischen und philosophischen Studien, die er dann in Leipzig und Dresden fortsetzte. Schon 1854 gab er im Verein mit seinem Vater die Elegien und Oden des niederländischen Poeten Johannes Secundus heraus.

Von früher Jugend an war sein Körper ein schwächlicher, seine Gesundheit eine schwankende, und dies trieb ihn bereits mit zwanzig Jahren nach Montreux, um in milderer Luft Besserung seines Leidens zu suchen. Aber seine Sehnsucht führte ihn weiter nach dem Süden und besonders nach Spanien, mit dessen Litteratur er sich früh zu beschäftigen begonnen hatte. Indessen fand seine erste Ankunft in diesem Lande unter ungünstigen Auspizien statt; er fühlte sich kränker als je und sah sich durch Diebstahl seiner mitgenommenen Habe beraubt. Seine Vermögensverhältnisse waren jedoch günstige, und so konnte er sich neue Geldsummen nachsenden lassen, auch erholte er sich einigermaßen, und es begann eine glückliche Zeit für ihn. Aber eine gewisse ihm eigene Unruhe trieb ihn wieder in seine Heimat zurück und von dort nach Dresden, wo sein Bruder sich niedergelassen, und wo er von nun an, wenn auch mit Unterbrechungen, seinen Hauptaufenthalt hatte. Hier fand er mannigfache Anregung, ebenso in der Gemäldegalerie,

neben der von Madrid wohl der schönsten der Welt, als in Kreisen von Gelehrten und Schriftstellern, an denen in Dresden, seit Tieck in jenem berühmten, jetzt mit einer Denktafel versehenen Hause des Altmarkts durch seine Vorlesungen so viele Freunde des Schönen aus allen Teilen Deutschlands und des Auslandes nach Elbflorenz gezogen, nie Mangel gewesen. Von dort trieb ihn 1859 Krankheit aufs neue hinweg und er durchreiste Italien, wo er namentlich in Neapel einen längeren Aufenthalt nahm.

Den Winter 1861—62 verlebte er wieder in Spanien und durchstreifte die ganze Halbinsel, fand aber natürlich sich am meisten durch Andalusien gefesselt. Über Sevilla und Granada schrieb er ein ausführliches Werk, dessen Manuskript zwei sehr starke Bände füllt. In demselben nimmt die glänzende Zeit der Maurenherrschaft mit den von ihr hinterlassenen Kunstdenkmälern den breitesten Raum ein; es war jedoch eine unglückliche Fügung, daß Dorer die grundlegenden Werke von Dozy über die spanischen Araber nicht kannte, welche alles bis dahin ohne Kenntnis der arabischen Sprache und so auch der Werke der arabischen Geschichtsschreiber von Nichtorientalisten Zusammengeschriebene wertlos machten. Das erste derselben „Recherches“ lag schon eine Reihe von Jahren der Welt vor und hatte beträchtliches Aufsehen gemacht, so daß es unbegreiflich ist, wie dasselbe Dorer entgangen war. Eher zu entschuldigen ist, daß desselben großen Holländers „Histoire des Arabes d'Espagne“, deren beide erste Bände seit Dorers zweiter Reise erst kürzlich herausgekommen waren ihm unbekannt geblieben. Der angeführte Umstand konnte es aber schon damals nicht und kann es noch weniger jetzt ratsam machen, diese Manuskript-Bände aus dem Staube, der sie bedeckt, hervorzuziehen. Zu Sevilla machte Dorer

die Bekanntschaft der genialen Tochter des aus seiner Vaterstadt Hamburg nach Spanien ausgewanderten Gelehrten Johann Böhl von Faber, welche unter dem angenommenen Namen Fernan Caballero treffliche Romane und Novellen geschrieben hat und erst vor nicht langer Zeit als Erzieherin der Kinder des Herzogs von Montpensier verstorben ist. Dorer bewunderte, wie diese merkwürdige Frau, welche ihre achtzehn ersten Lebensjahre auf dem ihrem Vater gehörigen Gute Görslow in Mecklenburg zugebracht, so ganz nicht nur Spanierin, sondern Andalusierin geworden, daß ihre Schriften ohne Kenntnis des andalusischen Dialektes schwer verständlich sind. Nachdem sie zuerst noch eine oder zwei kleinere Erzählungen in deutscher Sprache herausgegeben, hatte sie später die Sprache ihrer Heimat so sehr vergessen, daß Briefe, die sie hier und da an Verwandte in Deutschland richtete, mit Brocken im Sevillanischen Dialekt vermengt und von den gröbsten Sprachfehlern wimmelnd, Lachen erregten. Übrigens sprach sie noch bis an ihr Lebensende mit Entzücken von ihrer idyllischen Einsamkeit an den grünen Ufern des Schweriner Sees, die so sehr mit den dürren, sandigen Meergestaden bei Cadix (hier hatte sie längere Zeit ihren Aufenthalt) kontrastierten.

Der Herbst 1862 fand Dorer wieder in Dresden, wo er blieb, bis ihn die Nachricht der schweren Erkrankung seines Vaters nach Baden rief, wo der letztere starb. Nun lag ihm die Sorge ob, seine kranke Mutter zu pflegen. Er fand den Geist derselben schon bei seiner Ankunft nahezu zerrüttet und mußte sie bald in eine Heilanstalt bringen, in welcher er dann längere Zeit sorgend und pflegend bei ihr weilte, bis sie im Jahre 1869 starb. Dieser Trauerfall, sowie manche sonstige Vorgänge in seiner Familie trübten sein durch fortwährendes körperliches Leiden gequältes

Leben. Aber er suchte sich durch geistige Beschäftigung in solchen Kümmernissen aufrecht zu erhalten und schrieb gerade in seinen späteren Jahren, als es ihm am schlimmsten erging, eine Reihe heiterer Fastnachtspiele, sowie die Albumblätter aus dem Leben einer Katze.

Im Jahre 1870 kam er wieder nach Dresden und hatte das Glück, hier eine Dienerin zu finden, die von nun an seine treue Pflegerin blieb. Diese Caroline Birnstengel mußte stets bei dem Leidenden weilen und ihm täglich stundenlang vorlesen, so daß sie sich eine ungewöhnliche Bildung aneignete. Es liegen mir Briefe von ihr vor, in welchen sie ebenso von Äschylus, wie von Calderon, als ihr vertrauten Autoren spricht. Sie hatte, als sie zu Dorer kam, schon ein bewegtes Leben hinter sich und war in Rußland, sowie mehrere Jahre in Griechenland gewesen. Hier hatte sie geraume Zeit als Gesellschafterin einer Dame auf der Insel Poros verbracht.

Wieder trieb innere Unruhe Dorer in die Schweiz zurück, wo er in ungestörterer Ruhe leben zu können hoffte. Zuerst ließ er sich am Genfersee zu Vevey nieder, zog dann nach La Tour de Peilz und verbrachte zuletzt ein Jahr in dem durch Rousseaus Heloise so berühmten Clarens. Wieder dann wechselte er den Aufenthalt und ging nach Zürich, fühlte sich aber hier nicht behaglich und wählte nacheinander verschiedene Punkte am See, zuerst Bendlikon, dann das Nidelbad bei Rüschlikon. An letzterem Ort machte er die Bekanntschaft des vortrefflichen Novellisten und Dichters Konrad Ferdinand Meyer und gewann dessen Freundschaft; wie hoch dieser ihn schätzte, bekundete er durch ein Beileidsschreiben, das er bei seinem Tode an seinen Bruder, den Bildhauer, richtete. Indessen ließ es Dorer nirgends lange Rast, und er begab sich nach Küßnacht am Vierwaldstätter-

See. Im Jahre 1881 dann brach er wieder nach Dresden auf, leider um recht betrübende Erfahrungen zu machen, die den Rest seines Lebens verbitterten. Er hatte bis dahin in guten Vermögensverhältnissen, die ihm ein reichliches Auskommen gewährten, gelebt, aber falsche Freunde und habsüchtige Spekulanten benutzten seine Freigebigkeit und Gutmütigkeit, um den größten Teil seiner Habe in ihre eigenen Hände zu bringen, so daß ihm für den Rest seines Lebens nur ein spärliches Einkommen blieb. Allein so hart ihn dieser Schlag traf, vergab er später auf seinem Totenbette denen, die ihm einen tödlichen Stoß ins Herz versetzt und bat auch seinen Bruder, ihnen zu vergeben. Nun fand er auch wieder in Dresden keine Ruhe mehr; zog bald in benachbarte Orte und kehrte dann in die Stadt zurück, um wieder andere Häuser zu beziehen. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich indessen immer mehr; er ward der Märtyrer eines fürchterlichen Leidens und verschied nach langen Qualen, während deren sein Geist jedoch frisch und zum Arbeiten aufgelegt blieb, am 5. Mai 1890. Seine Leiche ward auf dem inneren katholischen Kirchhof beigesetzt. Der treffliche, durch dramatische und novellistische Erzeugnisse in weiten Kreisen bekannte Joseph Viktor Widman in Bern schrieb bei Anlaß seines Todes: „Mit Edmund Dorer ist wieder ein Schriftsteller aus der Welt gegangen, der noch wußte, daß die Poesie, wie alle echte Kunst, heiter sein soll, und daß nicht umsonst der griechische Sonnengott auch der Führer des Reigens der Musen war. In Zeiten, da das wüste Gelärm der naturalistischen Sumpfvögel und Fledermäuse den Helikon in einen widerlichen Blocksberg zu verwandeln droht, wird der Verlust einer solchen hellenisch schönen Dichternatur doppelt schmerzlich empfunden."

Die vorliegende Sammlung von Dorers nachgelassenen Schriften enthält eine Reihe von Aufsätzen des mannigfaltigsten Inhalts, welche von der außerordentlichen Belesenheit des Verfassers Zeugnis ablegen und etwa wie die berühmten Curiosities of literature von Disraeli des Neuen und Interessanten viel bieten. Da haben wir die Erinnerungen einer Schweizerin, die mit ihrem Manne, einem französischen Soldaten die Revolutionskriege mitmachte, in Egypten bei der Schlacht an den Pyramiden zugegen war, die Aufmerksamkeit Napoleons auf sich zog und auch später noch viel in der Welt umhergewirbelt wurde, worüber sie aufs anziehendste zu berichten weiß. Der Aufsatz über den Marques Juan de Villena giebt merkwürdige Notizen über diesen, seine Zeit hoch überragenden Mann des 15. Jahrhunderts, der an religiöser Aufklärung die meisten heute lebenden Spanier weit überragte und dessen Schriften denselben einige Zeit später unfehlbar auf den Scheiterhaufen gebracht haben würden. Villena verfaßte Werke der verschiedensten Art, eine Übersetzung des „Virgil" und des „Dante", daneben aber auch ein spanisches Kochbuch, das noch in unserem Jahrhundert wieder aufgelegt worden ist, was noch bis vor kurzem sehr not gethan hat, indem die kulinarische Kunst auf der pyrenäischen Halbinsel bisher nicht mit gleichem Erfolge betrieben worden ist, wie die Poesie und die Malerei. Wie es hiermit im 17. Jahrhundert, in der Blütenperiode der spanischen Litteratur, bestellt war, kann man schon aus dem Ritter von der traurigen Gestalt und seinen kläglichen Mahlzeiten in den Ventas der Mancha, sowie aus Quevedos Gran Tacaño oder Erzschalk erkennen, der auf der Universität mit seinem Herrn in einem Pensionat so vielen Hunger litt, daß sie beide halbtot in ihre Heimat zurückgeschafft wurden; hier mußte

man die Straßen des Ortes mit Stroh bedecken, um jedes Geräusch zu vermeiden, da das geringste in ihren hohlen Magen ein solches Echo hervorgerufen hätte, daß die übrigen Bewohner von dessen Schall zu Boden geworfen worden wären. Um auf den Marques von Villena zurückzukommen, so ist derselbe, obgleich ein Held der Aufklärung, von seinen Zeitgenossen mit einem mythischen Schleier umgeben worden. Er kam in den Ruf eines Zauberers und Schwarzkünstlers, ähnlich unserem Doktor Faust und ist auch von einem der besten neuen spanischen Dichter, J. E. Hartzenbusch, in einem in ganz Spanien populär gewordenen Schauspiel als solcher auf alle dortigen Bühnen gebracht worden.

Über den einst in Deutschland berühmten Carlo Gozzi, der, wenn er bei uns wenigstens durch Schillers „Turandot" noch fortlebt, in seinem Vaterlande fast bis auf den Namen verschollen ist, bringt Dorer sehr lesenswerte Mitteilungen, und ich möchte wünschen, daß durch dieselben die Teilnahme der Deutschen für den genialen Mann wieder geweckt würde. Dramen, die Goethe und Tieck — den ersteren zu seinem „Triumph der Empfindsamkeit", den zweiten zu seinem „Zerbino" und „Gestiefelten Kater" begeisterten — haben doch die Präsumption für sich, daß sie die meisten der jetzt unsere Bühnen beherrschenden Modestücke überragen. Eine deutsche Übersetzung davon ist schon vor mehr als einem Jahrhundert in der Schweiz erschienen; bessere und sogar vortreffliche haben Baudissin-Streckfuß und andere geliefert; eine französische Alphonse Royer. — Holberg, den man einen Nebenbuhler Gozzis im Humor nennen könnte, und dessen „Ulysses von Ithacien" jeder lesen sollte, der Sinn für das Hochkomische hat, liefert Dorer Stoff zu einem anderen, gleich fesselnden Aufsatz. — Allein ich könnte Bogen füllen,

wenn ich von allem, was uns hier geboten wird, auch nur ein paar Worte sagen wollte.

Ein schöner und herzgewinnender Zug in Dorers Charakter war seine Liebe zur Tierwelt, und wenn Schopenhauer in unserem Jahrhundert in seinen durch die ganze Nation verbreiteten Werken das meiste gethan hat, um der Tierquälerei bei uns entgegen zu wirken, wenn auch Richard Wagner durch den gleichen Eifer sich ein unvergeßliches Denkmal gesetzt hat, so wird sich Dorer ihnen als Dritter anreihen, wenn nur erst seine Schriften bekannt und allgemein gelesen werden. Was er über diesen Punkt sagt, ist nicht etwa von der Art, wie es in hundert gutgemeinten aber geistlosen Schriften zu Markt gebracht wird. Es ist von den feinsten aus Beobachtungen wie aus Studien geschöpften Bemerkungen über die Tiere durchdrungen. Auch werden uns aus einigen großen Dichtern und Schriftstellern zahlreiche Stellen angeführt, welche zeigen, wie lebhaft diese für ihre vielfach gemarterten, auf niederer Stufe stehenden, aber gleich ihnen empfindenden Mitgeschöpfe fühlten. Als solche Autoren, die sich zu den sie schon schmückenden Kränzen hierdurch neue Ehrenkronen flochten, führt Dorer Homer, die Verfasser des finnischen Volksepos Kalewala, die Dichter der Anthologie, Goethe, Hans Sachs, die Minnesänger, Delille und andere vor.

Aus den zahlreichen eigenen Gedichten Dorers wird hier nur eine kleine Auswahl gegeben; wenn mich jedoch nicht alles täuscht, finden sich darunter wahre Perlen. Während die meisten derselben hochernsten Charakters sind, zeigen uns einige eine ganz neue Seite an Dorers Talent. Sie beweisen, daß er ein echter und wahrer Humorist war. Die „Blätter aus dem Album einer Katze“ thun dies auf glänzende Weise dar. Dies leitet uns denn auf seine köst=

lichen Fastnachtspiele über, denen sich in unserer neueren Litteratur wenig Ähnliches zur Seite stellen lassen wird. Aus der Anzahl von vierzehn habe ich, da es an Raum zur Mitteilung aller gebrach, neun hervorgehoben. Sechs darunter sind Originale, wenn auch zum Teil auf alten Schwänken beruhend; drei aber hat der Verfasser frei fremden Originalen nachgebildet, darunter eines einem Zwischenspiel des Cervantes, welches erst neuerdings aus einem Manuskript ans Licht gezogen worden ist, zwei aber dem Ramon de la Cruz, welcher im vorigen Jahrhundert in dieser burlesken Gattung ein reiches Talent und eine ungeheure Produktivität entfaltete.

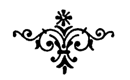
Der testamentarischen Anordnung Dorers gemäß mußte auch eine Reihe von Gedichten aus dem Spanischen aufgenommen werden, welche ich sonst wohl ausgeschieden hätte, weil sie sichtlich nicht die letzte Feile des Verfassers erhalten hatten. Ich habe einige der mangelhaften Stellen zu verbessern gesucht; dies mußte aber, da einzelnes, ohne eine völlig neue Übersetzung zu liefern, sich gar nicht ändern ließ, mit schonender Hand geschehen. Wenn auch in dem Prosateil und den eigenen Poesien sich einzelne solche Gebrechen finden sollten, so bitte ich dies mit der äußerst unleserlichen Handschrift entschuldigen zu wollen.

Dresden, Ende September 1892.

Der Herausgeber.

Das Verzeichnis der gedruckten Schriften Edmund Dorers, soviel sich ermitteln ließ, ist mit Ausschluß seiner vielen in Zeitschriften erschienenen Aufsätze und Gedichte folgendes:

Wahrheit und Sage. Gedichte. Leipzig 1877. T. O. Weigel.
Bunte Blätter. Gedichte. Leipzig 1878. T. O. Weigel.
Cancionero. Spanische Gedichte, übersetzt v. Edmund Dorer. Leipzig 1879 T. O. Weigel.
Granatblüten. Spanische Gedichte und Volkslieder, verdeutscht von Edmund Dorer. Leipzig 1879. T. O. Weigel.
Fastnachtsspiele. 15 Hefte. In Comm. bei v. Zahn & Jänsch. Dresden 1884—1885.
Zwei Schwestern. Schauspiel in vier Aufzügen nach Breton de los Herreros. Dresden Lehmann'sche Buchdruckerei.
Luiz de Camoens. Ein Gedicht. Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei.
Bilder und Gleichnisse. Nach den Evangelien. Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei.
Die Cervantes-Literatur in Deutschland. Bibliographische Übersicht. Zürich 1877. Orell Füßli.
Die Lope de Vega-Literatur in Deutschland. Bibliographische Übersicht. Zürich 1877. Orell Füßli.
Die Calderon-Literatur in Deutschland. Bibliographische Übersicht. Zürich 1877. Orell Füßli.
Die Calderon-Literatur in Deutschland 1881—1884. Dresden 1884, Lehmann'sche Buchdruckerei.
Cervantes und seine Werke nach deutschen Urteilen. Leipzig, Druck von Brückner & Niemann.
Rudolf von Habsburg in Chronik und Dichtung. Dresden 1886, Comm.-Verlag v. Zahn & Jänsch.
Johannes Secundus ein niederländisches Dichterleben (im Verein mit seinem Vater). Baden 1854 v. Zehnder.



Inhalts-Verzeichnis.

I. Dichtungen.

Lyrische Gedichte.

Humoristisches.

Fastnachtspiele.

II. Übersetzungen.

Lyrische Gedichte.

Geistliche Gedichte.

Dramatisches.





Nachtgesang.

Hab' dein gedacht
Die lange Nacht.
Ein Sternlein nur
An der Himmelsflur
Glänzt noch und wacht
In stiller Nacht.

Wie mir dein Bild
Gleich dem Stern so mild,
So freundlich lacht,
Doch bleibst du auch fern,
Mir gleich dem Stern
In dunkler Nacht.

Hab' dein gedacht
Die lange Nacht;
Bald geht wie du
Der Stern zur Ruh;
Mein Herz nur wacht
Die ganze Nacht.

An Dante.

Nicht wie die Nachtigall im Lenzgekose
Sich fröhlich wiegt, um bald in Furcht zu beben,
Da ihrer Rose Blüten leicht entschweben,
Umspielt dein Lied des Daseins flücht'ge Lose.

Sein Grundton ist das Sein, das wechsellose;
Statt um die Rose dieser Welt zu schweben,
Wagt kühn er sich zum Himmel zu erheben,
Zum ew'gen Quell des Lichtes und der Rose.

Es dringt empor durch Dunkelheit und Qualen
Zu Sternensphären auf des Wohllauts Schwingen,
Um dort im Glanze Gottes zu verklingen.

So schwingt sich mit Gesang zum Sonnenlicht
Die Lerche und verstummt in ihren Strahlen,
Da höchster Wonne Wort und Lied gebricht.

Der erste Schnee.

Die halberstorb'nen Bäume schauern,
Kalt weht der Wind durch Wald und Flur;
Des Himmels dunkle Wolken trauern
Still überm Grabe der Natur;
Doch plötzlich — wie sie niederwallen
Frohwirbelnd in behendem Tanz,
Die Flocken hell wie Silberglanz!
Es ist der erste Schnee gefallen.

Gerüstet hat sich längst den Schlitten
Der Knabe für die lust'ge Bahn;
Er läßt das Haus mit hast'gen Schritten
Und eilt beglückt den Berg hinan,
Hört der Gespielen Jubel schallen;
Die Halde wird der Kinderbrust
Ein Wonneplatz zu Kampf und Lust,
Da nun der erste Schnee gefallen.

Und Freude auch und heitres Leben
Erfüllt des Jünglings Phantasien,
An Eisbahn denkt er und daneben
An Schlittenfahrten, Fußpartien;

Und seiner Schönen zu gefallen,
Erhofft er sich Gelegenheit
Beim Winterball in naher Zeit,
Da schon der erste Schnee gefallen.

Mißmutig aber sieht es schneien
Vom Fenster aus ein ernster Mann;
Dem Himmel kann er's nicht verzeihen,
Daß früh der Winter schon begann;
Er klagt: „Wie teuer wird mir fallen
Die Feuerung — dann allerhand,
Der Pelz der Frau, der Töchter Tand!
Ach! Daß der erste Schnee gefallen!"

Gebeugt von Alter und Gebrechen
Ruht still indes an warmem Ort
Großvater; schweigsam hört er sprechen
Von Schnee und Winter manches Wort;
Und denkt: „Wie Gott es mag gefallen!
Doch glaub' ich, auf mein Grab, fürwahr!
Ist um die Zeit im nächsten Jahr
Wohl schon der erste Schnee gefallen!"

Und dicht und dichter schneit's, die Spuren
Des Lebens deckt schon rings der Schnee.
Was träumen die verhüllten Fluren?
Wie jener Greis von Todesweh?
Doch nein: wie schnell die Monde wallen,
Wie bald der Lenz sie wieder weckt,
Mit weißen Blumen reich bedeckt,
Dem ersten Schnee gleich, der gefallen.

Der Sänger.

Dir streute Silberblüten
Auf deinen Pfad der Flieder;
Du tratst sie kalt, als fielen
Von ungefähr sie nieder.

Es streut mein Herz dir Lieder,
Die dich zu ehren glühten;
Wird's ihnen besser gehen
Als den verkannten Blüten?

Der Schiffer.

Volkstümlich.

Stets zu zweien fährt der Schiffer,
Der verliebte, durch die Flut,
Da die Maid in seinem Nachen
Oder ihm im Herzen ruht.

Gleich der Rose.

Gleich der Rose auf den Auen,
Bist du Liebste anzuschauen!
Lieder preisen dich und Rose;
Zwar nicht wie im Abendgrauen
Rosenlob der Nachtigallen
Tönt mein Lied; doch auch im rauhen
Klang ist süß das Lob der Liebe.
Kann ich doch auf Nachsicht bauen,
Denn wer schwiege, dich erblickend
Gleich der Rose auf den Auen?
Daß dir nichts zu der genauen
Gleichheit mit der Rose fehle,
Seh' ich ach! im Aug' dir tauen
Thränen gleich dem Tau der Rose,
Und wie sie, betaut vom lauen
Äther, sich zur Erde wendet,
Schlägst du nieder, Frau der Frauen,
Auf den Boden deine Blicke.
Möge gleich dem Hauch, dem lauen,
Der vom Tau befreit die Rose,
Milder Glanz von schönen blauen

Augen dir die Thränen trocknen,
Daß wir immerdar dich schauen
Gleich der Rose auf den Auen.

Worte und Thräne.

Sprachst mir viel von Lieb' und Treue,
Doch den Reden traut' ich nicht:
Täuschend sind gar oft die Worte,
Täuschen den sogar, der spricht.

Aber als in deinem Auge
Eine heiße Thräne stand,
Fühlt' ich bald, daß ihre Sprache
Meinen Zweifel überwand.

Aus dem Herzen kommt die Thräne,
Und sie täuscht die Herzen nicht;
Glänzt doch hell in ihr die Wahrheit,
Wie im Tau der Sonne Licht.

Täuschung.

Siehst du nicht am Seeesstrande
In dem Zauberschloß die Fee?
„Nur ein Garten ruht am Lande
Und erblühet, wie ich seh'."

Siehst du nicht des Herzens Wonne,
Ihrer Augen goldnes Licht?
„Ich erblicke nur die Sonne,
Die an weißer Wand sich bricht!"

Siehst du purpurn nicht die Wangen
Und die schönen Lippen glühen
Wie vor liebendem Verlangen?
„Bäume sind's, die rötlich blühen."

Siehst du nicht die Holde winken
Mit der Hand, so weiß wie Schnee?
„Silberflieder ist's; es sinken
Seine Blüten in den See."

Ach in meinem Aug' die Thräne
Sagt: Dein bittrer Mund spricht wahr;
„Was ich jetzt zu sehen wähne,
Sah ich einst vor manchem Jahr."

Unverbesserlich.

Fast bezwang dich Liebesschmerz
Und von neuem glüht dein Herz?
„Eher liebend untergehen,
Als den Tod des Herzens sehen."

„Kaum entflohn dem Wellentod,
Steigt der Seemann in das Boot,
Zieht es vor im Meer zu sterben,
Als am Lande zu verderben."

Dunkel und Licht.

Düstre Wolken, Wetterleuchten
In der schwülen Sommernacht;
Doch durch Dunkel und durch Blitze
Dringt des Mondes helle Pracht.

Liebste, wie ein Wetterleuchten
Zuckt in dumpfer Brust die Qual,
Aber in die dunklen Gluten
Lächelt deines Auges Strahl.

Der Toreador.

Junge Pappeln kann ich biegen,
Daß ihr Stamm in Splitter bricht,
Einen Stier kann ich bezwingen,
Doch dein Herz, Geliebte, nicht.

Schmettert, eherne Trompeten,
Öffnet schnell dem Stier das Thor!
Dir zu Ehren wird ihn fällen,
Spaniens kühner Toreador.

Sehe dort den Nebenbuhler
Glücklich ach! an deiner Brust,
Bin nun meines Sieges sicher,
Bin nun meiner Kraft bewußt.

Stürzt auf mich der Stier, der wilde,
Denk ich nur an den Rival,
Und ich bohre fest und sicher
In die Brust ihm meinen Stahl.

Hoffnungsloser Schmerz.

Bald beim Klang der Glocken, Liebste,
Führt mein Feind dich zum Altare;
Aber dann in stiller Kammer
Ruh' ich auf der Totenbahre!

Purpurn werden dir die Rosen,
Schöne Braut, das Haar bekränzen,
Während auf mein bleiches Antlitz
Traurig weiße Kerzen glänzen.

Fallen Blüten auf dich nieder
Bei dem Schall der Hochzeitslieder,
Wirft der Priester leise betend
Staub der Erden auf mich nieder.

Kommst du einst zu meinem Grabe,
Wirst du: Ruhe sanft! wohl sprechen
Oder meines Grabes Blumen,
Wie mein Herz, gefühllos brechen?

Der Wasserträger.

Wasser bring' ich vom Gebirge,
Von des Berges reinstem Quell,
Kalt wie Schnee sind Quell und Wasser;
Kauft das Wasser klar und hell!

Aus dem Fenster schaut mein Liebchen
Mit den Augen licht und hell,
Wie das Wasser, mit den Augen
Kalt, wie auf dem Berg der Quell.

Aber ach! mein Herz, es flammet,
Und kein Wasser und kein Quell
Löschen meiner Liebe Gluten!
Wie sie lodern licht und hell!

Traun! Durch meiner Liebe Flammen
Wird am Ende noch der Quell,
Wird das Wasser Feuer fangen.
Kauft das Wasser, kauft es schnell!

Das Ungewitter.

Dunkle Wolken, Sturm und Schwüle,
Und der dumpfe Donner rollt!
Wetter, gleich dem Grimm des Schicksals,
Das mich ängstet, das mir grollt!

Bang verstummte mir im Busen
Längst das Lied, mein Trost und Glück;
Da — ein Vöglein hör' ich singen,
Ob der Sturm es auch umtost.

Nicht beschäme mich das Vöglein,
Das im Dunkel heiter singt,
Dessen Lied, wenn Donner rollen,
Freudig, hoffnungsselig klingt.

Mögen Ungewitter brausen,
Toben mag des Schicksals Macht;
Unsre Lieder sollen klingen
Froh vereint durch Sturm und Nacht.

Klage des Verliebten.

Kopf, mein Kopf, wie warst du einstens
Wohlgeordnet, ruhig, friedlich!
Warst gar ähnlich einer Stube,
Wo die beste Ordnung waltet;
Alles liegt an seinem Platze,
Jegliches in seinem Fach.
Anders ist es, ach! geworden,
Ganz das Gegenteil von damals.
Seit die Liebe mich berückte
Und mir in den Kopf gestiegen,
Herrscht darin nun eine wahre
Tolle Junggesellenwirtschaft;
Alles liegt nun durcheinander,
Buntgemengt wie Kraut und Rüben
In der schrecklichsten Verwirrung;
Und dahin ist alle Stille,
Lärmen hört man es und poltern,
Just als würde jemand eiligst
Seinen Reisekoffer packen —
Und ich fürchte, dieser jemand,
Der sich abzureisen rüstet,
Ist am Ende mein Verstand.

Der Epheu.

Wie eine Rose, taugeschmückt, die Strahlen
Des neuen Morgens grüßt, erwachest du,
Melitta; lächelst froh dem Tag entgegen,
Halb Kind, halb Jungfrau, blumenselig.
Der Frühlingsmorgen lockt dich in den Wald,

Bald hält sein kühles Dunkel dich umfangen,
Durch das nur flücht'ge Spuren lichten Goldes
Auf deinen Pfad der sonn'ge Himmel streut.
Und freudig grüßt dich der Gesang der Vögel;
Willkommen nicken dir die bunten Blumen,
Die aus dem Grün mit klaren Augen schauen.
Der Erde holder Frühling grüßt den Frühling,
Der dir im Herzen und im Antlitz glänzt.
So wandelst du dahin; da trifft dein Blick
Den stolzen Eichbaum, der zum Himmel ragt,
Indes um seinen Stamm des Epheu Ranken
Sich liebend winden, gleich als wollten sie
Mit zärtlichem Gekose fest ihn halten.
„Wie schön muß so ein Kranz von Epheu lassen,“
So sprichst du und die schönen Blätterranken,
Die glänzendgrünen, brichst du von dem Baum,
Und scherzest froh — du hörst die Klage nicht
Des Epheus, der mit schmerzlich bangem Flüstern
In seiner stillen Waldessprache trauert:
„Auf kalter Erde lag ich dumpfen Sinns,
Doch mich ergriff im Staub geheime Sehnsucht,
Zu suchen ihn, den Baum, den schönen, starken.
Ich fand den Hort, ich hielt ihn fest und fester
Und schmiegte innig mich an seinen Stamm.
Mit aller Kraft wand ich an ihm empor
Zu seinem Gipfel mich, der in der Sonne
Sich wiegt; so teilt' ich Licht mit ihm und Freude.
Sein Leben war das meinige geworden;
Mit ihm begrüßt' ich froh des Frühlings Nahen,
Der Kraft ihm gab, zu grünen und zu blühen,
Und freudig glänzten, seinen Schmuck zu mehren,
Die hellen Blätter, die mir reich entsproßten.
Und wenn der grimme Winter ihm geraubt
Des Sommers grüne Tracht, und seine Zweige
Der Schnee umfing, da schmückt' ich stets

Den kahlen Baum mit immergrünen Blättern
In fester Treue, die kein Unglück bricht.
Nun bin ich, ach! von meinem Hort getrennt,
Du hast gebrochen mich vom Baum der Liebe,
Und wenn ich nun zu flüchtig eitlem Schmuck
Die Locken dir, die jugendlichen, ziere,
So werd' ich bald verwelken und vergehen —
Mit meinem Tode ende bald mein Schmerz!
O möge, Maid, dir gleiches nie geschehen!
O möge nie des Schicksals kalte Macht,
Wie jetzt mich deine Hand, vom Freund dich trennen,
Dem sich dein Herz, dein Leben wird verbinden!
O fühle nie, was jetzt ich schwer empfunden!"
So spricht der Epheu leise; doch Melitta,
Die grünen Ranken sich zum Kranze windend,
Vernimmt in Lebenslust die Seufzer nicht;
Der Dichter nur, er hört die stillen Klagen,
Dem stummen Schmerze will er Worte leihen;
Denn wie die Freude soll das Leid verklären
Sein Lied; es gleicht dem Tau, der strahlend schmückt
Die welken Blätter, wie die farb'ge Blüte.

* * *

So schrieb ich einst vor langen, langen Jahren.
Wie oft hat sich seit jenem Frühlingsmorgen
Der Baum im Lenz zu neuer Pracht verjüngt!
Wie oft hat wieder das Gewand, das grüne,
Der Winter ihm mit eis'gem Hauch geraubt!
Wie fest hat neuer Epheu ihn umschlungen
Im Lenz zum Schmuck, zum Trost in Wintertagen!
Nun lacht ein Frühlingsmorgen wie vor Jahren,
Und wieder gehst, Melitta, du im Wald,
Und wieder trennest du des Epheus Ranken
Vom Stamm der Eiche: aber keinen Kranz
Willst für das längstverbleichte Haar du flechten;
Nicht scherzend nahst du, nein, in stillem Ernst;

Es scheint der Epheu deinen Gram zu ehren
Und läßt von deiner Hand sich schweigend brechen.
Mit deinem Funde eilst du aus dem Dunkel
Der Wälder zu der off'nen Bergeshalde,
Wo in dem Morgenstrahl auf dunklen Gräbern
Die Kreuze reich im Schmuck des Goldes schimmern.
Dort stehst du still und weinst an einem Grabe,
Auf dem ein Kreuz auf weißem Marmor ruht.
Am Fuß des Denkmals gräbst du ein den Epheu,
Indessen deine Thränen ihn betauen;
Dann sprichst du seufzend zu den grünen Schossen:
„Hier an dem Marmor, unter dessen Stein
Mein Liebstes ruht, mein Glück, mein Leben,
Sollst wurzeln du, und neue Blätter treiben
Und aufwärts mit den grünen Zweigen ranken.
Und halte fest das Kreuz, des Trostes Zeichen,
So fest wie es mein Herz im Gram umfaßt!
So strebe auf zum Licht aus Grabesdunkel,
Gleich dem Gedanken, der aus Erdenweh
Zum fernen Himmel hoffend sich erhebt!"

Gleiches.

Es fliegt mit sehnendem Verlangen
Der Falter in die Glut;
Ob ihn die Flammen auch umfangen,
Er stirbt mit frohem Mut.

Der Mensch begehrt mit gleichem Triebe
Zu enden seine Not.
Und seine Sehnsucht sucht dich, Liebe,
O Liebe, süßer Tod!

Einig.

Leuchtet in die Welt die Wahrheit
Mit dem Licht der Ewigkeit,

Eint die Geister ihre Klarheit,
Und es schwindet jeder Streit.

Jeder pflegt, von Nacht umdunkelt,
Seines eignen Lichtes Schein,
Doch es tagt, und allen funkelt
Eine Sonne im Verein.

Neujahrs-Gruß.

Schwinge dich im neuen Jahre
Wieder in die weite Welt,
Taube, Botin du der Liebe,
Die entstammt dem Himmelszelt!

Öffnen soll man deiner Botschaft
Nicht das Haus nur, auch das Herz,
Daß Barmherzigkeit und Milde
Lindern aller Wesen Schmerz!

Als des Geistes Ruhm und Zierde
Magst du preisen fort und fort
Liebe, die in Mitleid waltet;
Sie ist auch der Tiere Hort.

Nicht nur Menschen hold sich zeigen,
Macht uns ihr Gebot zur Pflicht,
Sondern allem, was empfindet
Und in Seufzern zu uns spricht.

Auch was dem geringsten Wesen
Wir gethan in ihrem Sinn,
Schreibt sie in das Buch des Lebens
Uns zu ewigem Gewinn.

Mögen schwinden Jahr und Jahre
In dem flücht'gen Strom der Zeit,
Unvergänglich ist die Stunde,
Die dem Guten wir geweiht!

Und so blüht im neuen Jahre
Sicher jedem Heil und Glück,
Dem es scheidend das Bewußtsein
Edler Thaten läßt zurück.

Schneeflocken.

Sieh, Liebchen, im Feld die Linde!
Sie klagte gehüllt in Schnee;
Doch wie du gingst vorüber,
Verschwand ihr Winterweh.

Schneeflocken streute sie freudig
Wie scherzend zu deinen Füßen;
Sie glaubte, dir Blüten zu streuen,
Sie wähnte den Frühling zu grüßen.

Sie kam nicht eher zu Sinnen,
Bis du vorübergegangen;
Nun trauert sie wieder und fröstelt,
Mit kaltem Schnee behangen.

Frucht und Blüte.

Neues ist der Tod des Alten,
Und die Frucht verdrängt die Blüte!
Doch wie aus dem Kern der Früchte
Wieder Blüten sich gestalten,
Wird sich aus dem Schoß des Neuen
Neu das Alte stets entfalten.

Das Glück des Friedens.

Frieden umstrahlt die Tage der Kindheit; es fühlet das Kind sich
Glücklich — weil es noch nicht selber sich kennt und die Welt;
Nur dem Schlafenden naht im Alter ein ähnlicher Frieden,
Da er sich selbst und die Welt selig im Schlummer vergißt.

Der letzte Stern.

Tausend Sterne sah ich prangen
Einst am heitern Himmelszelt;
Doch ihr Schimmer ist zergangen,
Und in Nacht versank die Welt.

Einer nur von allen Sternen,
Wie ein Aug', das liebend wacht,
Leuchtet noch aus dunkeln Fernen
Über mir in alter Pracht.

Stern der Hoffnung, schwinde nimmer!
Einsam glänzt dein goldnes Licht
Gleich dem Morgenstern, des Schimmer
Uns den nahen Tag verspricht.

Wer ist zu beklagen?

Nimmer beklag' ich die Toten; sie sind vom Leben geschieden,
Welches mit bitterm Tod stündlich die Sterblichen schreckt.

Zum Gedächtnis.

Ob die Geliebten uns auch die Gewalt des Todes entrissen,
In der Erinnerung Glanz strahlt uns im Herzen ihr Bild.
Siehe! so mag in die Nacht das Gestirn des Tages versinken.
Leuchtet sein Abglanz auf, tröstend im Lichte des Monds;
Und es verkündet zugleich, mildschimmernd über den Gräbern:
Dunkel verhüllt den Tag, aber vernichtet ihn nicht;
Scheint die Sonne gestorben, sie strahlet in anderen Welten.
Darf nicht ein ähnliches Los hoffen der Sterblichen Geist?

Verschiedener Ursprung.

Witz, du gleichst des Feuers Funken,
Das lebendig sprüht und lodert;
Doch auch oft dem nächt'gen Glühen
Eines Holzes, das vermodert!

Einem Wanderer.

Über dir die frost'gen Wolken,
Und die Brust voll finstrer Schuld,
Ziehst du trauernd durch die Haide;
Schützen mag dich Himmels Huld!

Gott mit dir! In Lichtgedanken
Wandle sich dein dunkles Weh:
Wie die schwarze Winterwolke
Auf sich löst in Lilienschnee.

Welt und Gott.

Bald raubt das Leben wieder,
Was es uns täuschend gab;
Die Welt, nach der wir streben,
Zerfällt in Staub und Grab.

Doch mag sie, Gott, verschwinden,
Uns schwindet nicht die Ruh,
Darf dich das Herz empfinden,
Denn seine Welt bist du!

Ermutigung.

„Wenn dem Herzen Todeswunden
Schlug des Schicksals scharfer Stahl,
Wird es jemals wohl gesunden
An der ird'schen Sonne Strahl?"

Blühend prangen rings die Fluren
Wo im winteröden Land
Man vom Leben keine Spuren
Noch vor wen'gen Monden fand.

„Wenn das Aug' als bittre Quelle
Trübe Thränen nur vergießt,
Hoffst du, daß es jemals helle
Wieder Welt und Licht genießt?"

Sieh den Himmel an, den blauen!
Wie im reinen Glanz er ruht,
Ob ihn gestern noch voll Grauen
Wild durchzuckt der Blitze Glut!

Zauber ist's, der das Gefilde
Zu des Lebens Glanz erneut,
Und der Himmel strahlt voll Milde,
Wenn die Wolken er zerstreut.

Laß das Bangen, laß das Zagen
Und vertraue der Natur!
Froh zu hoffen und zu wagen,
Lehren Himmel dich und Flur.

Denn die Hand, die schnell zum Segen
Webt der Welt der Freude Kleid,
Kann auch rasch das Herz bewegen,
Daß zur Lust ihm wird das Leid.

Frühlingssturm.

Das Meer peitscht der Orkan der Nacht; hoch gehen
Die Wogen, daß vergebens ihre Wut
Bekämpft im schwachen Boot des Schiffers Mut;
Sein Grablied rauscht ihm in der Lüfte Wehen.

Dann eilt ans Land der Sturm; des Ufers Höhen
Erklimmt er stolz, befreit des Lebens Glut,
Die noch in kalten Winterfesseln ruht,
Und die Natur darf freudig auferstehen.

Der Morgen naht; der Frühling zieht durchs Land,
Wo nach dem Sturm gleichwie mit Siegeskränzen
Gebirg und Thal voll bunter Blüten glänzen.

Da treibt des Schiffers Leiche an den Strand,
Daß billig in der Blumen reicher Fülle
Das Opfer seines Siegs der Lenz verhülle.

Der Quell des Lebens.

Nicht mit düsterem Gemüte
Klag' um deines Lebens Tod,
Daß dir jede Lust verblühte
Mit der Jugend Morgenrot.

Nie versiegt des Lebens Quelle;
Tauche du in Gottes Flut
Deinen Becher! Aus der Welle
Trinkst du immer frohen Mut.

Mag zertrümmern auch der Becher,
Weine nicht den Scherben nach!
Findest einen andern, Zecher,
Schlechter nicht, als der zerbrach.

Alter wandelt, Lust und Lieben,
Becher sind es mancherlei;
Ist dir nur der Born geblieben,
Breche sie die Zeit entzwei!

Und mit wechselnd neuen Schalen
Schöpfe aus des Lebens Quell,
Stets wird dir die Sonne strahlen,
Morgenschön und freudenhell.

Die verkannte Distel.

Nach Elpis Melena.*)

Im Zimmer welch ein süßer Duft!
Hat aus der Ferne wohl die Luft
Den Hauch des Frühlings hergeweht,

---

*) Elpis Melena (ein angenommener Name) war eine reiche Hamburgerin von englischer Herkunft. Sie zeichnete sich durch ihre Wohlthätigkeit aus und erwarb sich bei ihrem langen Aufenthalte in Rom außerdem ein Verdienst, indem sie ein Hospital für alte invalide Pferde gründete, welche ohne ihre Hilfe durch die unbarmherzigen Italiener dem Hungertode anheimgefallen wären;

Da keine Blume ich mir brach,
Daß sie durchwürze mein Gemach? —
So frug ich mich; da fiel mir ein:
Es kann vielleicht die Distel sein,
Die Pflanze häßlich, krüppelhaft,
Die solche Wonne mir verschafft!
Jüngst hatte eines Freundes Hand
Das Schlinggewächs, das er im Sand
Am Weg gefunden, mir gebracht,
Zum Scherze, wie ich mir gedacht,
Daß er mich mit dem Dinge necke.
Als wertlos Unkraut in die Ecke
Warf ich die Distel dann; und dort
Fand ich sie noch am alten Ort;
Da lag verwelkt und fast verschmachtet
Die arme, die ich nicht beachtet;
Doch hatte trotzdem ihre Blüte
Erschlossen sich. Wie schön sie glühte!
Sie war's, die mich mit Duft erquickte
Und jetzt ins Aug' mir freundlich blickte,
Daß mich zugleich ihr Glanz erfreue.
Beschämt nahm ich und voller Reue
Die todesmatte auf; ich legte
In frisches Wasser sie und pflegte
Sie sorgsam; bald zu neuem Leben
Sah ich sie froh ihr Haupt erheben
Und mir noch süßre Düfte weihen.
„Du magst“ — sprach ich zu ihr — „verzeihen,
O Blume, daß, von Wahn umnachtet,
Dein edles Wesen ich mißachtet,
Weil sich in häßlicher Gestalt

---

später baute sie sich auf der Insel Kreta eine herrlich gelegene Villa, in welcher der unlängst verstorbene Franz Löher, wie er in seinen Reiseskizzen aus Griechenland berichtet, sie besucht hat.
Anmerkung des Herausgebers.

Verbarg dein herrlicher Gehalt!“ —
Da machte mit dem duft'gen Mund
Verzeihung mir die Blume kund:
„Vergeben ist dir schon die Schuld!
Bewiesen hat's dir meine Huld,
Da mit des Wohlgeruches Gabe
Ich ohne Groll und Zorn dich labe;
Doch eine Warnung soll dir sein,
Was du erfuhrst! Nach äußerm Schein
Urteile nie! Verwirf du nicht,
Was niedrig dir erscheint und schlicht,
Selbst, was mit Abscheu dich erfüllt!
Denn seltsam ist hier oft verhüllt
Des innern Wertes reines Gold.
Sieh einen Falter wunderhold!
Versteckt hat seine Farbenglut
In einem Wurme einst geruht.
Birgt in gemeiner Schale nicht
Die Perle sich, so rein und licht?
Und, die ihr häßlich nennt, die Nacht
Trägt in dem Schoß der Sterne Pracht.
Selbst Menschenelend, dunkles Leid
Sind oft der höchsten Freude Kleid,
Das sie dem Blick verhüllen mag,
Bis leuchtend naht des Glückes Tag.
Doch nun genug! In weitern Bildern
Will ich dir nicht die Wahrheit schildern,
Die dir gelehrt ja schon zur Zeit
Mein Duft und meine Häßlichkeit.“

König Ramiro*).

Einst den König Don Ramiro
Flehte um Gehör ein Knecht.

*) Nach einer Überlieferung. — Ramiro II. König von Aragon 1134—1137.

„Was begehrst du?“ frug der König. —
„Herr — spricht jener — Schutz und Recht.

Bin des Ritter Nuñez Diener,
Dessen Pferde ich gepflegt;
War ihm immer treu ergeben,
Bis er Hand an mich gelegt.

Dies geschah nach jenem Tage,
Da in unheilvoller Schlacht
Viele tapfere Christen fielen,
Siegreich war der Mohren Macht.

Dort auch fiel des Ritters Vater,
Kämpfend fiel der greise Held:
Nur sein Pferd, das ihn getragen,
Kehrte heim vom blut'gen Feld.

Schwach, voll Wunden kam es; stampfte
Nimmer laut, wie oft zuvor;
Klopfte nur mit seinem Haupte
Traurig an des Schlosses Thor.

Als ich eilte, ihm zu öffnen,
Da den Schall ich wohl gehört;
Nahte tobend sich der Ritter,
Den es aus dem Schlaf gestört.

Lachte höhnisch, da ich weinend
Nach dem armen Tiere sah;
Fuhr es an: „Willst du als Bote
Uns berichten, was geschah?

Hinkend siehst du wie ein Krüppel,
Gar nicht wie ein Bote aus!
Soll ich gar dich fürder füttern
Ohne Nutzen für das Haus?

Magst im Wald dir Nahrung suchen,
Und er sei dein Aufenthalt.“ —

Drauf das Pferd mit Schimpf und Fluchen
Trieb er fort und mit Gewalt.

Schwer empfand mein Herz den Jammer;
Und zu klagen fing ich an:
„Herr, bedenket, daß dem Tiere
Großes Unrecht ihr gethan!

Lange Jahre trug der Rappe
Euren Vater dienstbereit,
Trug ihn rasch und unverdrossen
Zu Turnieren und zum Streit.

Euer Vater, wohl das wißt ihr,
Zürnte euch nach seinem Tod,
Wolltet ihr dem Pferd verweigern
Undankbar das Gnadenbrot?“ —

Doch den Grimm des Ritters mehrte
Nur mein Wort, und manchen Schlag
Gab er mir, daß bis zur Stunde
Siechend ich darnieder lag.“ —

„Harte Strafe heischt der Frevel —
Zu dem Knecht der König spricht, —
Ist das Pferd des Mitleids würdig,
Traun! der Ritter ist es nicht.

Edel diente seinem Vater
Einst das Pferd zu Kampf und Lust;
Suchte menschlich auf die Heimat,
Schmerz und Kummer in der Brust.

Doch unmenschlich war der Ritter,
War als Herr es und als Sohn,
Da er herzlos schlug den Diener
Und das Roß vertrieb mit Hohn.

Und so mögen Pferd und Ritter
Billig tauschen Stall und Schloß;

In des Ritters Prunkgemache
Wohne hochgeehrt das Roß.

Sorgsam sei es bis zum Tode
Dort gebettet und genährt!
Wohl bezahlt sollst du es pflegen,
Der so milde sich bewährt.

Doch den Ritter soll man fesseln,
Binden dann mit festem Band
In dem Stalle an die Krippe,
Wo das Tier voreinstens stand.

Brot und Wasser sei die Nahrung,
Die sein Leben fristen soll,
Bis sein Unrecht er erkennet,
Reuig sühnet unsern Groll.

In dem Stalle bei den Pferden
Mag er nützen wohl die Zeit;
Lernen kann er von den Tieren
Edlen Sinn und Menschlichkeit." —

Streng vollzogen ward das Urteil
Nach dem königlichen Wort;
Wie der Schwachen, ist ein König
Auch der Tiere Schutz und Hort.

Am Grabe Otto Kadners.

Kötzschenbroda, Oktober 1881.

Nach Jahren welch ein Wiedersehen,
Da auf dem Siechbett ich ihn fand!
Der Freund, er reichte mir die Hand
Zum Willkomm — könnt' ich es verstehen,
Ein Abschied war's zugleich fürs Leben.
Die Hand, die er zum Gruß mir bot,
Erstarrte bald im raschen Tod,
Dem frommen Muts er sich ergeben.

Des Herbstes düst're Wolken sanken
Wie Schleier aufs Gefild herab;
Da legten sie den Leib ins Grab,
Des Geist nun frei von Erdenschranken.
Das mahnt mich an die Zeit: es brennen
Zu Staub die Halme in der Glut,
Doch sicher und geborgen ruht
Die Frucht, die reife, in den Tennen.

Entbehrung, Not hat er ertragen,
Um treu erfunden einst zu sein;
Mehr galt ihm Licht als falscher Schein,
Geradheit mehr als Wohlbehagen
Und hat er nach dem Sinn der Thoren
Nicht weit es in der Welt gebracht,
Doch nicht, erliegend ihrer Macht,
Hat er sein Selbst an sie verloren.

Was er erstrebte, war die Wahrheit,
Gewissen war ihm Hort und Stern,
Die Liebe alles Lebens Kern;
So rang er nach der ew'gen Klarheit.
Wohl hat die Sehnsucht ihn geleitet
Zum Glück, nicht zu dem Glück der Welt,
Zu jenem, das vom Himmelszelt
Wie Tau sich auf die Seele breitet.

Nun deckt von ihm des Grabes Hügel
Was sterblich ist; darüber rauscht
In hohen Lüften unbelauscht
Der Wandervögel leiser Flügel.
Sie ziehen hin nach schönern Auen
Zu neuem Leben, frühlingsmild.
Laß mich, Natur, in diesem Bild
Sein Los, das Los des Geistes schauen.

An Prof. Dr. Hähnel.

Zum 9. März 1881.

Zum hohen Ziele reichbeglückten Lebens,
Zur gold'nen Feier ruhmgekrönten Strebens,
Begrüßen dich die Schüler und Genossen,
Die vielen Freunde, denen du erschlossen
Der Schönheit reinen Quell. Selbst aus der Ferne
Empfängst du Wünsche, daß die günst'gen Sterne
Dir viele Tage noch des Glücks gewähren,
Mit neuer Kraft des Schaffens Freude nähren.
Und sieh! auch eine Schar verklärter Geister
Umschwebt dich froh an diesem Tag, o Meister!
Um wie ein Ehrenhort um dich zu walten,
Der Sage und des Lebens Lichtgestalten,
Sie, denen du ein ungetrübtes Leben
Mit formgewandter Künstlerhand gegeben.
Es nahen des Olympos hohe Gäste
Und nicken Heil und Segen dir zum Feste;
Die Götter sind's, der Dichtkunst hehre Musen,
Und er, der in der Menschen bangem Busen
Die Freude weckt mit seinem Zauberstabe,
Daß trunk'ner Sinn die Nüchternen erlabe;
Und auf den Bacchuszug, den stürmisch schönen,
Folgt still ein Chor von hohen Erdensöhnen:
Des Südens Maler, aumutsreich, voll Milde;
Der ernste Schöpfer deutscher Tongebilde;
Des Nordens Künstler und erhab'ner Denker;
Dann Fürsten gar und kühne Schlachtenlenker;
Ein Dichterheld, bewehrt mit Schwert und Leier —
Sie nahen sich zu deines Tages Feier.
Die stolze Schar, sie huldigt deiner Macht,
Der schaffensfrohen, die sie aus der Nacht
Der Zeiten wieder rief ans Licht der Sonne.
So sei des Künstlers Tag ein Tag der Wonne!

Sie feiern dich wie wir; sie sind erschienen,
Um dir als Zeugen deines Ruhms zu dienen,
Da sie für ferne Zeiten treu bewahren
Die Frucht, die dauernde, von deinen Jahren.
Und wenn wir schwiegen, würden laut es sagen
Der Marmor und das Erz: „Heil deinen Tagen!
Dem Künstler Heil, der uns mit Leben schmückte
Und mit der Schönheit Gaben uns beglückte!"

Michelangelo und Rafael.

Am 28. März 1883.

Er, den des Engels Kraft und Namen schmückte,
Des Hand das Schwert gleich Himmelsblitzen zückte,
Im Geisterkampf, in dem nach alten Kunden
Des Dämons stolze Macht ward überwunden —
Er schien auch seines Engels Schwert zu tragen
Und auf das Haupt den alten Feind zu schlagen;
Ob er aus Marmor des Gesetzes Wächter
Erschuf, ob er, des Frevels strenger Ächter,
In eine Flammenglut von ew'gen Farben
Hinunterwarf der Sünde reife Garben.

Ihr kennt ihn, Michelangelo, den Meister;
Propheten, Richter in dem Reich der Geister,
Erhaben wie das Hochgebirg, des Firne
Zum Äther reicht mit kühn erhob'ner Stirne,
Indes die Wolken, die sein Haupt umdunkeln,
Die Blitze heil'gen Zornes wild durchfunkeln,
Zerreißend ihre Nacht, daß aus der Ferne
Hernieder strahlt der Glanz der ew'gen Sterne.

Beglückt die Zeit, die ihn der Welt geboren!
Sie hat ihm zum Genossen auch erkoren
Urbinos Meister, voll der hehren Milde,
Die herber Strenge dient zum Gegenbilde.

Wie jenem um das Haupt die Blitze sprühen,
Siehst diesen du gleich Morgenlicht erglühen,
Von dem die gold'nen Strahlen niederquellen,
Um sanft des Thales Dunkel zu erhellen,
Daß selbst die Wolken lichtverklärt erglänzen,
Die wetterschwer des Himmels Saum begrenzen.

Ja, wie des Morgens Glanz die Erdgefilde,
Durchstrahlt die Herzen seine Kunst, die milde,
Und hegt der Mutter Liebe, die zu schildern
Ihm stets gelang in wechselnd schönen Bildern:
Mag sie sich neigen mit beglückten Sorgen
Zum Kinde, das im Schoße sie geborgen;
Mag nun ihr Aug' im Tau der Thränen strahlen,
Da bebend sie erblickt des Sohnes Qualen;
Mag sie verklärt nun aus dem sel'gen blauen
Gewölb' des Himmels auf uns niederschauen.

Er führte nicht gleich seinem Kunstgenossen
Des Richters Schwert, zu Kampf und Sieg entschlossen;
Ein mild'rer Engel gab ihm Art und Namen,
Von dem Tobias Eltern froh vernahmen,
Daß er zur Heimat ihren Sohn geleitet
Und holder Liebe Segen ihm bereitet.
Als solch ein Führer sei auch er gepriesen,
Der in der Schönheit Land den Weg gewiesen:
Doch ob auch seine Milde niemand richtet,
Es fühlt Unedles sich von ihr vernichtet.

Wie in des Sturmes Hauch, im sanften Wehen,
In Blitz und Licht des Gottes Spur wir sehen,
So zeigt die beiden Meister uns verbündet
Der Geist, der uns der Schönheit Macht verkündet,
In Buonarrotis flammenden Gerichten,
In Rafaels sanftleuchtenden Gesichten.

An den Dichter Jacob Vogel.

Dezember 1879.

Nebelgrau! Dezembertage!
Und der Frost herrscht weit und breit;
Da gedenk' ich einer Sage
Aus der alten Märchenzeit.

In Albertus Magnus Zelle
Trat ein Freund im Winter ein;
Jener Zauberer zur Stelle
Wollte ihm gefällig sein.

Und er ließ nicht lange warten
Seinen fröstelnden Besuch;
Führt ihn in den Klostergarten,
Murmelt einen Zauberspruch.

Bäume, schwer mit Schnee behangen,
Schütteln ab die kalte Last,
Um in Blüten reich zu prangen;
Glanz und Duft erquickt den Gast.

Aus der starren Erde heben
Blumen sich zum Licht empor;
Warme Sonne! buntes Leben!
Und es singt der Vögel Chor.

An des Zaubers Wonneschauer
Labt sich des Erstaunten Brust,
Da des Winters bange Trauer
Schnell zerschmilzt in Frühlingsluft.

Solches Wunder zu empfinden,
Hätte nimmer ich gedacht;
Doch auch ich sah plötzlich schwinden
Leicht besiegt des Frostes Macht.

Sah die Sonne freundlich lächeln
Und beleben rings die Flur;

Fühle, wie die Lüfte fächeln,
Tilgen weg des Schnees Spur.

Ist's mir doch, als seh' ich blühen
Alpenrosen, Edelweiß,
Sommerwarm die Firnen glühen,
Daß ich's kaum zu deuten weiß.

Hat den Winter wohl bezwungen
Wieder zaubernde Magie?
Nein, das Gleiche ist gelungen
Ihr, der hehren Poesie.

Ja, sie ist's — ich sah entfalten
Sie zum Gruß Dein Liederbuch
Und wie einst Albertus walten
Mit des Sanges Zauberspruch.

An Calderon.

Zum 25. Mai 1881.

Ein stolzes Reich war Dir vergönnt zu schauen,
O Calderon, es war Dein Vaterland;
Sein Szepter reichte von Granadas Auen
Bis übers Meer an neuer Welten Strand.
Wohl durfte einst mit hohem Selbstvertrauen
Sein Herrscher sagen, was er stolz empfand:
„Wer kann in meinem weiten Reiche sehen
Des Tages Lust, die Sonne, untergehen?"

Doch was sie hoch erhoben, hat wie immer
Die Zeit gestürzt; es ward der Stunden Raub;
Dahin der Weltenreiche alter Schimmer!
Das Grab umschließt der großen Herrscher Staub.
Nur Du, ihr Dichter, zwangst den Tod, und nimmer
Verwelkt auf Deinem Haupt des Lorbeers Laub;
Die mächt'ge Zeit, die Szepter bricht und Throne,
Entriß Dir nicht die hehre Dichterkrone.

Und wie man feiert eines Herrschers Tage,
Wirst Du gefeiert in des Geistes Reich:
Nicht um den Toten ziemet uns die Klage:
Wer dauernd wirkt, ist den Lebend'gen gleich.
Sieh! ewig, wie der Frühling in der Sage,
Beglückst die Welt Du, frucht- und blütenreich;
Drum sei im Frühling Du gegrüßt zum Leben,
Ob auch ein Frühling Dir den Tod gegeben.

Gleich Sabas Land, das Du gewagt zu schildern,
Strahlt Deiner Dichtung immergrüne Flur,
Wo leuchtend sich in üppig bunten Bildern,
Im Spiegel schaut der Geist und die Natur;
Wo würz'ge Lüfte wehen, hold zu mildern
Des lichten Gottes flammenheiße Spur:
Die Blumen als der Erde Sterne blühen,
Als Himmelsblumen die Gestirne glühen.

Du, den bei uns der hohe Meister Göthe
Erkannt in seiner ganzen Herrlichkeit
Und wie in Spanien zu Ruhm erhöhte!
Auf Weimars Bühne, die sein Sinn geweiht,
Erglänztest Du, ein Stern in Morgenröte,
In unsrer deutschen Dichtkunst gold'ner Zeit;
Dem Meister folgten treffliche Genossen,
Die Deines Reichtums Schätze ganz erschlossen.

Wir sahen neubelebt in Deiner Dichtung
Das Rittertum mit rasch gezog'nem Stahl,
Des Dulders Mut in Leiden und Vernichtung,
Der Liebe Adel, Eifersucht und Qual,
Verschlung'ner Lebenswirren frohe Schlichtung,
Der Weisheit Spruch, den tollen Scherz zumal;
Verklärt von Deinem Zauber selbst die Schatten,
Die hier auf Erden hellstem Licht sich gatten.

Du tratest nah uns: in der Jugend Jahren
Ein edler Krieger, der das Schwert gezückt;
Als Mann ein feur'ger Dichter, welterfahren,
Dem Herz und Zeit zu malen wohl geglückt;
Ein ernster Priester dann in Silberhaaren,
Der reich mit Rosen den Altar geschmückt;
Ein Geist, der, was das Leben ihm gewährte,
Mit hohem Sinn empfing und es verklärte.

Nun klingt, was einst Du Deinem Volk gesungen,
In fremden Lauten in die Zukunft fort;
Doch, ob es in die Ferne weit gedrungen,
Es bleibt zugleich dem heim'schen Land ein Hort;
Zur Höhe ruft, zu der Du Dich geschwungen
Zu edlem Thun die Hörenden Dein Wort;
So strahlst Du stets, wie die erwählten Dichter
Den Deinen vor als Priester, Held und Richter.

Es herrscht Dein Ruhm von Tajos gold'nen Wellen
Bis zu dem weinbekränzten deutschen Rhein,
Von des Canopus Licht, dem ewig hellen,
Bis zu des hohen Nordens Dämmerschein;
Selbst über Meeren, an La Platas Quellen
Bewundert Dich die Welt und denket Dein;
Dir ward zu teil nun Deiner Fürsten Wonne:
In Deinem Reich sinkt nie in Nacht die Sonne.



Humoristisches.

Lieder des schwarzen Katers.

Wie lieb' ich dich, du holde Katze,
Wie eine Lilie weiß und stolz,
Und bin vom Kopfe bis zur Tatze
Doch schwärzer als das Ebenholz!

Ich folg' dir stets mit sanfter Klage;
Die kalte Welt, sie sieht's und lacht:
Seht! immer folgt dem lichten Tage
Doch auf dem Fuß die dunkle Nacht.

Just mit dem Monde wuchs und blühte
In meiner Brust der Liebe Schmerz,
Und als im vollen Glanz er glühte,
Stand ganz in Flammen auch mein Herz.

Dem Mond ist längst der Glanz entschwunden
Im letzten Viertel steht sein Licht;
Doch schwindet nicht, was ich empfunden
Und meine Liebe wechselt nicht.

Wie hat mich, Katze, deine Pfote
So hold gestreichelt lange Zeit!
Ich schwamm, als wie im Morgenrote
Der Liebe und der Seligkeit.

Doch plötzlich trafen mich die Krallen
Der Pfote wie ein tück'scher Stahl;
Aus allen Himmeln nun gefallen,
Beseufz' ich meiner Wunden Qual.

Ob uns der Rose Duft entzücke,
Wir müssen fürchten ihren Dorn;
Ob sanft 'ne Pfote uns beglücke,
Uns drohet ihrer Kralle Zorn.

Kater Pessimist.

Ich las im Winter voller Schauer
Die Werke all' von Schopenhauer;
Mein böses Herz ward mir enthüllt,
Von Schrecken ward ich baß erfüllt.
Mich hatte überzeugt der Meister;
Drum schwur ich bei dem Stern der Geister:
Die Krallen werd' ich mir beschneiden,
Kein Wesen soll mehr durch mich leiden;
Will der Askesis mich ergeben,
Der Wille wendet sich vom Leben.
Und scheint der Mond auch noch so helle,
Ich bleibe still in meiner Zelle
Und höre nur von fern mit Grauen
Der Katzen liebliches Miauen. —
So schwur ich hoch, doch Geisteskraft
Ist schwächer oft als Leidenschaft.
Soviel ist jetzo unbestritten:
Die Krallen blieben unbeschnitten,
Gar mancher hat dadurch gelitten;
Und kaum, daß schüchtern auf der Flur
Sich zeigt des Frühlings Blumenspur,
So schleich' ich wieder auf das Dach,
Wie einst den holden Katzen nach.
Ich handle gegen die Erkenntnis.
O schmerzlich bitteres Bekenntnis!
Ich sag' mir selber: schäme dich! —
Nur Eines tröstet Armen mich:
Der Meister, dessen ich gedacht,
Hat's einstens auch wie ich gemacht.

Miza und Hinzino.

„Donna Miza, Donna Miza —
Spricht der Kater Don Hinzino
Zu der schönsten aller Katzen,
Welche auf Toledos Dächern
In dem Mondenschein spazieren. —
Donna Miza, Donna Miza,
Warum wendet Ihr das Auge
Weg von mir, das schöne Auge,
So das Licht ist meines Lebens?
Ja, mir schwant's, ein Nebenbuhler
Kam mir frech wohl ins Gehege.
Ja, ich weiß es, Don Miaudo
Wandelt oft vor Euerm Fenster,
Und mit tückisch süßer Minne
Singt er Lieder, Euch zu kirren."
Schalkhaft spricht die holde Miza:
„„Wißt, daß Welt und Liebeshuld
Stets den Mutigsten beglücken.""
Feurig ruft da Don Hinzino:
„Wahr habt Ihr gesprochen, Miza,
Aber konntet Ihr wohl zweifeln
An dem Mute des Geliebten?
Eh' der Tag aus Ostens Thoren
Euch mit goldnem Lächeln grüßt,
Liegt im Staub mein Nebenbuhler,
Liegt bezwungen Don Miaudo,
Und als Zeichen meines Sieges
Leg' ich stolz zu Euern Füßen
Einen Büschel seines Haares."
Stürmisch eilt mit raschen Sprüngen
Treppe nieder Don Hinzino.
Vor des Hauses Schwelle wandelt,
Keines Ueberfalls gewärtig,
Don Miaudo, denkt auf Lieder

Zarter Minne und bisweilen
Blickt er sinnend auf zum Monde,
Der ja Katzen hold und Dichtern.
Kühn fixiert ihn Don Hinzino:
„Schaut Ihr nach dem Mond, dem bleichen,
Bleich wie Ihr, verliebter Kater,
Oder schaut Ihr nach dem Dache
Auf zu Donna Mizas Reizen?
Letztres möcht' ich mir verbitten;
Denn die Sonne ihrer Schönheit
Darf nur leuchten meinen Augen.“
Don Miaudo spricht verwegen:
„„Kann der Sonne wer verbieten,
Daß sie nicht mit ihren Strahlen
Alle Welt und mich beglücke?““
Zornig ruft nun Don Hinzino:
„Merk', daß Welt und Liebeshuld
Nur den Mutigsten beglücken!“
Don Miaudo wagt zu spotten:
„„Ist so tapfer, wie die Zunge
Euer Herz, dann seid Ihr wirklich
Hahn im Korb bei allen Schönen.““
Don Hinzino grollet zornig:
„Worte sind genug gewechselt,
Laßt nun unsere Krallen sprechen!“
Und er stürzt sich auf den Gegner,
Packt ihn an mit scharfer Tatze.
Wie voll Mut die tapfern Helden
Sich zerzausen, kratzen, beißen!
Endlich aus dem Kampf als Sieger
Geht hervor doch Don Hinzino,
Und mit jammerndem Gestöhne
Flieht vom Kampfplatz Don Miaudo.
Blutend, seufzend, — aber freudig,
Siegesfreudig eilt Hinzino

Schnell mit einem Büschel Haare —
Aus dem Felle seines Gegners,
Hat im Kampf er sie gerissen —
Auf das Dach, wo er verlassen
Seine holde Donna Miza.
Und er sieht am Gitterfenster
Lauschend sitzen die Geliebte:
„Donna Miza, Donna Miza,
Siegreich leg' ich Dir zu Füßen
Aus dem Felle Don Miaudos
Diesen Büschel blut'ger Haare.
In den Staub ist er geworfen,
Mag er stöhnend nun erkennen:
Daß die Welt und Liebeshuld
Nur den Mutigsten beglücken!"
Aus dem sicheren Verstecke
Spricht mit Lächeln Donna Miza:
„„Hab' die Ansicht nun geändert,
Geht, verbindet Eure Wunden
Und erholt Euch von den Mühen!
Denn bereits an meiner Seite
Ruht der Kater Don Krallino,
Brachte mir aus seines Herren
Feiner Küche zarten Schinken,
Käse, Wurst und Leckerbissen.
Während Ihr als tolle Freier
Euch zerzaust und Euch gebissen
Oder Lieder mir gesungen,
Hat er als verständ'ger Mann
Mit Geschenken mich bedacht,
Hat mein Herz und meine Liebe
Klug mit Gaben sich gewonnen.
Hab' die Ansicht nun geändert:
Wißt, daß Welt und Liebeshuld
Doch den Klügsten stets beglücken!""

Märzidylle.

In dem neusten Zeitungsblatte
Las der Hausherr, der bebrillte,
Während seine Frau, die teure,
Ihren Durst am Thee sich stillte.

Plötzlich da schallt es hernieder
Vom Balkon in lauten Tönen;
Kater feiern dort mit Liedern
Und Gesängen ihre Schönen.

„Märzenmond ist's, — spricht die Hausfrau —
Hörst du's Mann? Die Katzen schreien;
An vergang'ne Tage mahnen
Mich die tollen Melodeien."

„Solch ein Abend war's im Märzen,
Als du Treue mir geschworen.
Wie die Katzen dazu lachten,
Klingt mir jetzt noch in den Ohren."

Nichts zur Antwort giebt der Alte,
Greifet mürrisch nach dem Degen;
Wütend eilt er, um die Katzen
Vom Balkone wegzufegen.

Aber an der Thüre Schwelle
Stürzt er, und man sieht ihm fliegen
Von der Nase seine Brille,
Wie ihn selbst am Boden liegen.

„Laß die Katzen, — spricht die Hausfrau —
Bald verstummen ihre Lieder;
Grämlich macht uns halt das Alter;
In der Zeitung lies du wieder!"

„Schöne Tage! Da wir einstens
Über Katzen nicht ergrimmten,

Da zu ihren Märzgesängen
Unsere Gefühle stimmten!“

Ein Briefwechsel.

Die Katze schreibt:

Mit einem halben Dutzend Kindern
Hat mich der Himmel nun beglückt,
Die holden Pfänder unsrer Liebe
Hab' ich gar oft ans Herz gedrückt.

Kein Zweifel, daß sie dir entsprossen;
Sie sind so ganz von deiner Art,
Wie aus den Augen dir geschnitten,
So hold und schwarz, wie du, behaart.

O komm', o komm'! ich will nicht hoffen,
Daß du den kleinen dich entziehst;
Als Vater treulos und Geliebter
Von mir und deinen Kindern fliehst.

Und bleibst du, schwarzer Kater, ferne,
So such' ich dich an jedem Ort,
Es kommen mit mir all' die Jungen
Und rufen: Vater! fort und fort.

Der Kater antwortet:

La recherche de la paternité est interdite!
Côde Napoléon.

Die Katze und der Löwe.

Der Menge Urteil hab' ich stets verachtet;
Sie ruft: welch wahres Königstier
Ist doch der stolze Löwe! Aber wir
Sind von den eitlen Schwätzern kaum beachtet.
Was haben denn vor uns voraus die Leuen?
Die Anmut, deren wir uns baß erfreuen,

Besitzen sie fürwahr nur übertrieben.
Wer kann das unschön Aufgeblasne lieben?
Wie sie uns übertreffen, sieht man nicht.
Ich sage jedem Löwen ins Gesicht:
Du bist ein Zerrbild nur von uns, den Katzen!
„Da kommt so eben einer." Laßt uns gehen;
„Du fliehst?" Ich mag nicht unser Zerrbild sehen
Und seine unschön übertrieb'nen Tatzen.

Mit meinem Bilde.

Hab' auch mich, um nicht zu verbauern
Und den Winter zu vertrauern,
Ergeben dem Studium und dem Lesen,
Wie man's verlangt von gebildeten Wesen;
Zwar litt dadurch der Augen Licht,
Die Nase drückt der Brille Gewicht;
Doch ward's dafür im Geist mir klar,
Wie thöricht ich bis jetzo war,
An Fleisch und Fisch mich zu ergötzen,
Anstatt an Grahambrot zu letzen;
Denn in der Vegetarier Schriften
Da las ich, welches Unheil stiften
Der Tiere Schnauzen, Rücken und Ohren
Und derlei Lust der Carnivoren.
So sei denn feierlich geschworen —
Die Pfote und zwei Krallen erheb' ich —
In Zukunft vegetarianisch leb' ich!
Und mahnend möcht' ich alle bekehren
Zu des berühmten Griechen Lehren.
Pythagoras, der Weise, spricht:
Von Fleisch und Fischen nähr' dich nicht,
Sonst quält am Ende dich die Gicht!

Kötzschenbroda,
Januar 1892.

Dusel, Hauskatze.

Der Mond und die Hunde.

Was bellt, ihr Hunde, stets doch an
Mit hämischem Sinn den Mond, den hellen?
Er wandelt weiter seine Bahn
Und läßt euch, arme Kläffer, bellen.

„Was man doch Schlimmes von uns glaubt!
Weil er den Glanz der Sonne raubt
Und stolz sich bläht mit fremdem Schimmer,
So kritisieren wir, wie immer
Den Mond, den diebischen Gesellen.
Der falsche Schein betrügt uns nicht;
Wir ehren nur das ächte Licht;
So fällt es uns ja niemals ein,
Die hehre Sonne anzubellen."

Der Wirt.

„Gut ist der Wein, doch soll der beste
Nach weisem Spruch das Wasser sein;
Das Gute sei geeint dem Besten!"
So spricht der Wirt und tauft den Wein.

Der Frosch.

Einst wählten zum Dozenten der Ästhetik
Die Tiere sich den redekund'gen Frosch.
Leichthüpfend schnell bestieg er den Katheder;
Zu seinen Füßen drängten sich als Hörer
Die buntbeschwingten Sänger froher Lieder
Und manches ernste Tier im zott'gen Fell,
Um in der Schönheit Wesen einzudringen.
Und der Dozent belehrte die Erstaunten:
„Das einfach Schlichte ist das wahrhaft Schöne
Und dies bedarf nicht des bombast'schen Schmucks.
Doch selten nur erreichte die Natur
Das höchste Ziel, wie wir ja klar dies schauen.
Die Frösche dürfen solcher Gunst sich rühmen.

Wie einfach schön ist ihre Haut! Kein Haar,
Kein Federwerk verunziert deren Glattheit.
O ahmt mit Eifer unserm Vorbild nach!
Werft weg den eitlen Schmuck und den Bombast,
Die bunten Federn und die Haargebilde!
O mausert euch, enthaart euch, meine Lieben,
Daß ihr erreicht der Schönheit Ideal!“



Fastnachtspiele.

Albertus Magnus.

Personen: Albertus Magnus. Anselmus, dessen Vetter. Ein Kanzler. Hofleute. — Ort: Eine Klosterzelle.

Klosterzelle.

Albertus Magnus. Anselmus.

Anselmus. Die Welt mag Euch den Weisen nennen,
Weil Ihr durch Wissenschaft und Kunst
Erworben habt der Menschen Gunst;
Doch muß ich Euch bekennen,
Ich finde, was Ihr an mir thut,
Traun, weder weise just noch gut.
Verzeiht! ich muß es offen Euch gestehen:
Ihr seid bei Hofe angesehen,
Es achtet Euch die ganze Welt
Und ehrte Euch mit Glanz und Geld;
Ihr seid ein reicher Mann,
Der, wenn er will, auch helfen kann;
Doch denkt Ihr in dem goldnen Glück
Nicht an der Freunde Mißgeschick.
Ich gab Euch manche kleine Gabe,
Da Ihr noch wart ein armer Knabe;
Denn Euern Vater quälte die Not
Bei vielen Kindern und wenig Brot.
Jetzt seid Ihr freilich in Amt und Würde

Und fühlt nicht mehr der Armut Bürde,
Doch ich — ich blieb ein schlichter Mann;
Ihr denkt nicht mehr des Freunds, des armen,
Und an ein christliches Erbarmen;
Doch Eures Freundes Not und Pein
Trübt Eures Ruhmes stolzen Schein.

Albertus. Ihr klagt mich schwarzen Undanks an —
Fürwahr mich reut, was ich gethan,
Doch gebt in Huld
Dem schwankenden Gedächtnis Schuld,
Was meinem Herzen Schande brächte.
Gebt mir die Hand! ich dächte,
Wir ließen unser Hadern sein
Und wir versöhnten uns beim Wein,
Seht diesen deutschen Rebensaft!
Ich freie ihn aus seiner Haft;
Seht, wie er in dem Römer sprüht,
Gleich klarem Gold erglänzt und glüht!
Seht, wie sich in der reinen Glut,
Erheitert der betrübte Mut,
Als schauet Ihr zum Himmelszelt!
Und Ihr vergeßt die ganze Welt,
Die Liebe siegt im Herzensgrund,
Und von Versöhnung spricht der Mund.
Auf Euer Wohl!

Anselmus. Fürwahr!
Den Wein gab uns ein gutes Jahr.
Ihr kehret öfters bei mir ein;
Doch gab ich Euch nicht solchen Wein;
Ich schenkte Euch 'nen sauren Trank,
Dafür verdient man keinen Dank.

Albertus. Ich dürstete; die saure Traube
Erschien mir Nektar, wie ich glaube.

Anselmus. Ich hab' Euch mütterlich geletzt
Und mit Geschenken auch ergötzt.

Ich liebt' Euch, als Ihr noch verkannt
In dürft'ge Armut wart gebannt;
Jetzt zählt Ihr andere Genossen,
Dem höchsten Adel sind sie entsprossen;
Doch werden sie schnöde Euch verlassen,
Sie werden sogar Euch hassen,
Sobald das Glück Euch flieht
Und Euer Ruhmesglanz verglüht.

Albertus. Ich war ein arger Thor!
Wie komm' ich mir verblendet vor!
Wie leicht zerbrechen Glas und Glück!
Euch gab ein Gott den klaren Blick,
Ihr kennt des Menschen Sinn und Art,
Sein Herz wird trotziglich und hart,
Ist ihm der Stern des Glückes günstig;
Am falschen Schein nur hängt er brünstig;
Liebt nicht die Tugend, nur die Lust;
Ein Sündenquell ist unsre Brust.

Anselmus. Ihr schenkt mir wieder ein?

Albertus. Noch einmal schlürft vom edlen Wein!

Anselmus. Er kann mir doch nicht schädlich sein?

Albertus. Ihr zweifelt, daß des Bacchus Gabe
Den Leib Euch und die Seele labe?

Anselmus. Ja, sündenreich ist unser Geist,
Doch Undank tadle man zumeist;
Fürwahr! gewänn ich eine Krone,
Ich würde selber auf dem Throne
Die alten Freunde wohl empfangen,
Die einst als Bettler mich umfangen.
Ich bliebe immer treu und schlicht,
Auch frönte ich dem Undank nicht.

Albertus. Wer weiß, ob Ihr nicht einst erwacht
In Fürstenglanz und Macht?
Vor unserm Blick vorüber schweben
Gleich einem Schatten Glück und Leben;

Denn Zeit und Raum
Sind wie ein Traum.
Und diese engen Schranken
Zerbrechen kühnere Gedanken.
Ihr hört mich doch?

Anselmus. Fahrt fort!
Wie klare Weisheit klingt das Wort.

Albertus. Ja, Märchen und Geschichten melden
Vom steten Wechsel ird'scher Dinge.
Vernehmt von einem Helden
Und seinem Zauberringe —
Ihr seid zerstreut!

Anselmus. O holder Wein! —
Ich träume fast.

Albertus. Er schlummert ein!
Der Zaubertrank umnebelt seine Sinne;
Jetzt ist es Zeit, das Zauberspiel beginne!
Ihr Geister,
Gehorcht dem Meister!
Des Traumes dunkle Macht
Beglücke ihn mit falscher Pracht!

Königlicher Palast.

Anselmus in fürstlicher Kleidung erwacht auf einem Throne.

Anselmus. Ein Traum berauschte meine Sinne;
Ach, daß zu wachen ich beginne!
Mein Haupt bekränzte eine Krone
Und Reichtum, hohe Macht und Glück
Berauschten meinen trunknen Blick;
Doch wie geschah mir? Wunderbar!
Was ich geträumt, es wurde wahr;
Mich schmückt ein fürstliches Gewand,
Der Thron ist meines Glückes Pfand,
Daß ich mich selber stolz erhebe —

Stimmen. Anselmus, unser König lebe!

Anselmus. Horch, welcher süßen Worte Klang
Berührt mein Ohr wie Zaubersang!
Ich darf nicht länger schwanken
In zweifelnden Gedanken;
Kann ich das Glück auch nicht begreifen,
Will dennoch mutig ich's ergreifen.
Kanzler. Erhabner Fürst, der gleich der Sonne
Den Blick erfüllt mit Wonne,
Verzeiht, daß ich am frühen Morgen
Euch nahe und mit Sorgen
Die schönste Zeit des Tages raube!
Anselmus. Beginnt und sprecht! ich glaube,
Ihr meldet Glück.
Kanzler. Es warten
Gesandte in des Hofes Garten;
Sie kommen aus dem fernen Süden,
Euch eine Gemahlin anzubieten,
Die schönste aller Frauen,
Die je die Sonne konnte schauen;
Sie ist aus königlichem Blut
Entsprossen, fromm und gut.
Anselmus (für sich). Ich habe zwar ein Weib;
Es pflegte treulich meinen Leib,
Sie teilte mit mir des Lebens Not
Und mühte sich fürs tägliche Brot;
Und Undank ist's — ich muß gestehen —
Die alte Liebe zu verschmähen;
Denn, wer mit uns ertrug die Leiden,
Ist würdigster Gast bei unsern Freuden;
Doch mag es mich auch schmerzen,
Ich widerstrebe meinem Herzen.
Verlangt es nicht des Staats Intresse,
Daß ich mein eigenes vergesse?
(Zum Kanzler.) Ihr sagtet, die Braut sei schön und reich?

Kanzler. So ist's. —
Anselmus. Ruft die Gesandten gleich!
Vollende Liebeshuld mein Glück!
Doch welch ein Lärm?
Kanzler. Ich wüßte nicht —
Albertus (in ärmlicher Kleidung, drängt sich durch Hofbeamte, die ihn zurückhalten wollen). Vergebens drängt
ihr mich zurück.
Kanzler. Was willst du Bettler?
Ein Hofmann. Frecher Wicht!
Albertus. Ich bin des Königs Freund und Vetter!
Anselmus. Ich kenn' ihn nicht.
Albertus. O Götter!
Ihr hattet einst mich wohl gekannt
Und Euren Freund mich oft genannt —
Erkennt mich wieder in dem Kleid
Der Armut und gebeugt von Leid!
Euch ist's bekannt, daß ich durch Wissen
Zu Ruhm gelangt, beflissen,
Natur und Denken zu ergründen;
Den Stein der Weisen wollt' ich finden,
Der alle unsre Qualen stillt
Und unser Sein mit Lust erfüllt;
Doch ich erwarb durch meine Kunst
Nur eitler Menschen eitlere Gunst;
Bald ward ich Zauberer gescholten,
Verfolgt. — So wurde mir vergolten;
Dem Tode bin ich kaum entgangen,
Dem Gifte neiderfüllter Schlangen;
Euch Vetter hat indes das Leben
Das höchste Erdenglück gegeben;
Die Krone schmücket Euer Haupt,
Mir hat das Schicksal alles geraubt,
Nur nicht die Hoffnung auf Euer Erbarmen;
O helft dem Vetter, dem Armen!

Anselmus. Du nennst mich Vetter, frecher Thor?
Kanzler. Klar, daß er den Verstand verlor.
Anselmus. Er hat beschimpft mein hohes Blut.
Kanzler. Kaum hemm' ich meines Zornes Glut!
Wir legen ihn in Kerker und Bande.
Anselmus. Führt ihn gefesselt aus dem Lande!
Albertus. O stolzer Fürst, Dein Glück ist Traum
Und flüchtig wie der Welle Schaum!
Ich breche Deines Schicksals Siegel;
Dein Glück ward Dir zum Seelenspiegel;
Erkenne Deine Mißgestalt,
Sie zeigt Dir Undank und Gewalt.
Bald werden diese stolzen Hallen
Selbst wie ein Traumgebild zerfallen,
Und Deine eitle Pracht
Vernichtet meines Wortes Macht!

Zelle des Albertus.

Anselmus (aus dem Schlaf erwachend). Verbrennt den Hexenmeister!
Albertus. Hört —
Anselmus. Ich will nicht hören — Wie? — bethört
Ein Wahnsinn mich?
Albertus. Ihr phantasiert!
Anselmus. So hat mich denn ein Traum vexiert!
Wo bin ich? sprecht!
Albertus. In meiner Zelle.
Anselmus. Nein, in der allerärgsten Hölle!
Verflucht sei Euer Wein!
Albertus. Ihr schlieft so plötzlich ein!
Anselmus. Lebt wohl!
Albertus. Nur noch ein Wort!
Anselmus. Mich rufen die Geschäfte fort! (Er eilt fort.)

Der tote Hund.

Personen: Der Vezier. Der Kadi. Dessen Schreiber.
Schauplatz: Im Orient.

Garten vor einem Hause.

(Der Vezier und der Schreiber des Kadi treten auf.)

Vezier. Sprecht weiter! Alles will ich hören,
Was unsres Staates Wohl kann stören.
Schreiber. Was Wicht'ges ich erspät und geschaut,
Das hab' ich alles Euch vertraut.
Vezier. Das Wicht'ge nur? Ihr sollt auch sagen
Das Kleinste, das sich zugetragen!
Aus schwachen Funken, die Winde verwehen,
Kann leicht ein mächt'ger Brand entstehen.
Wie durch eines winz'gen Unkrauts Samen
Oft ganze Felder zu Schaden kamen,
So kann ein Fehler, gering und klein,
Des größten Unheils Quelle sein.
Schreiber. Wo Herz und Dank dagegen sprechen,
Scheint uns zu reden oft Verbrechen.
Vezier. Was Dank und Herz! Es ist die Pflicht,
Des Landes Wohl von mehr Gewicht.
Schreiber. Ich möchte schweigen — denn fürwahr!
Ich könnte gelten für undankbar.
Vezier. So thut denn, was Ihr müßt und wollt —
Schreiber. Doch will ich auch nicht, daß Ihr mir grollt —
So sei denn Euch, weil Ihr's befehlt,
Des Kadis Fehler nicht verhehlt!
Vezier. Man sagt, Ihr seid ihm gar nicht gut,
Nach seinem Amt ihr trachten thut.

Schreiber. An so was hab' ich nie gedacht —
Doch solches Gerede mich ängstlich macht.
Vezier. Was fürchtet Ihr Euch vor geschwätzigen Leuten?
Schreiber. Man könnte falsch mein Beginnen deuten —
Vezier. Wollt alles mir nur offenbaren!
Daß Ihr mir's gesagt, soll niemand erfahren.
Schreiber. Mein Meister ist trefflich in der That —
Vezier. Doch jeder seine Fehler hat.
Schreiber. So steht es mit dem Kadi eben —
Er liebt die Hunde wie sein Leben;
Ein solches Tier ihm teurer war,
Als seine Frau und der Kinder Schar.
Vezier. Ein unvernünftig Tier zu lieben —
Wo ist wohl sein Verstand geblieben!
Schreiber. Doch unlängst ist der Hund krepiert —
Vezier. Ein Glück, das dieses just passiert;
Denn ein Skandal war es gewiß —
Schreiber. Nur größer ward das Ärgernis.
Vezier. Begrub er nicht das Hundevieh?
Schreiber. Das that er wohl — indessen wie?
Das ist ein Umstand von Gewicht.
Vezier. Sprecht klarer! Denn ich ahne nicht —
Schreiber. Als ich in einer stillen Nacht
Bei meiner Arbeit noch gewacht,
Sah ich den Kadi, und ich schaute,
Wie er mit Thränen reich betaute
Des Hundes Leiche, die aus dem Haus
In seinen Armen er trug hinaus.
Ich ging ihm nach und seiner Bürde,
Neugierig, was er machen würde;
Er eilte der Stätte des Todes zu,
Die einst uns dient zur letzten Ruh —
Vezier. Er grub doch nicht das Aas dort ein?

Schreiber. Unglaublich scheint es fast zu sein;
Doch leider ist es so geschehen;
Ich hab' es selber ja gesehen!
Vezier. Entsetzlich! Welche Missethat!
Das thäte kaum ein Renegat!
Wie? Unter den Moslim modert und ruht
Das scheußliche Tier, das unreine Blut?
Schreiber. Wie weit bringt manchen tolle Liebe?
Verkehrt des Herzens edlere Triebe.
Vezier. Ein Frevel ist es, unerhört!
Er hat der Toten Ruhe gestört.
Schreiber. Durft' Euch nicht seine That verhehlen —
Will jetzt ihn Eurer Gnade empfehlen.
Vezier. Es muß der That die Strafe gleichen;
Die Milde darf mich nicht erweichen;
Er, des Gesetzes erwählter Wächter,
Ward selber ihrer Gebote Verächter!
Schreiber. Und eines Beamten schlimme That
Weckt oft im Volk des Frevels Saat —
Vezier. Bin Euch zu großem Dank verpflichtet,
Daß Ihr die Unthat mir berichtet;
Ich will dafür Euch protegieren —
Ihr würdet jedes Amt wohl zieren —
Des Kadi Stelle paßt nicht schlecht
Für Euch, der weiß, was Brauch und Recht —
Noch heute wird er sein Amt verlieren;
Und Ihr — bekommt es sicherlich.
Schreiber. Ihr seid zu gütig gegen mich.
Vezier. Ich sehe dort den Kadi nahen;
Die Strafe wird er bald empfahen —
Nun geht ins Haus! Und wenn Ihr seht,
Daß wieder er von hinnen geht,
So kehrt hierher sogleich zurück!
Schreiber (für sich). Gegründet hab' ich klug mein Glück!
(Der Schreiber geht ab.)

Vezier. Der Schreiber nützte den Fall mit Fug,
Doch andre sind nicht minder klug.
Ich sollte wohl nur trachten und denken,
Das Wasser auf seine Mühle zu lenken?
(Der Kadi tritt auf.)
Kadi. Nicht schlafen lassen, Vezier, Euch die Sorgen?
Ihr seid schon beschäftigt am frühen Morgen —
Vezier. Wer für das Wohl des Reiches wacht,
Der kann nicht ruhen Tag und Nacht;
Hab' es leider nicht besser eben,
Als so ein Hund, der treu ergeben
Das Haus beschützt! — da fällt mir ein —
Ihr hattet einen Hund gar fein,
Der sich als musterhaft erwiesen,
Von Euch und allen hochgepriesen —
Kadi. Der gute Hund, er ist gestorben;
Das hat die Freude mir verdorben —
Vezier. Doch bleibt ein Trost Euch in dem Leide —
Ihr ruhet einst an seiner Seite;
Kein Zweifel, daß man in die Erde,
Wo er nun schläft, Euch legen werde.
Kadi. Ein neid'scher Späher hat Euch gesagt,
Was ich in meinem Schmerz gewagt —
Vezier. Bleibt nichts verborgen lange Zeit
Dem scharfen Auge der Obrigkeit!
Ihr habt, wie wir erfahren haben,
Unter die Menschen den Hund begraben —
So könnte leicht der Fall es sein,
Daß einst mein würdiges Gebein
Bei Hunds- und Tiergerippe ruht.
Kadi. Was ich gethan, scheint Euch nicht gut —
Vezier. Ein Frevel, dunkel wie die Nacht,
In der die That Ihr habt vollbracht!
Verzeihung könnt Ihr nie erlangen;
Ihr habt zu schwer Euch jetzt vergangen.

Entgegen heiligsten Gesetzen
Die Menschenwürde zu verletzen!
Welch ein Verbrechen! Dachtet Ihr,
Der Mensch sei mehr nicht als ein Tier?

Kadi. Es war ein Hund — indes ein Wesen,
Vor allen anderen auserlesen.
Man sagte Euch wohl allerhand;
Doch schwieg man von des Hundes Verstand,
Und wie er vernünftig gefühlt und gewandelt.

Vezier. Hätte wohl nicht wie Ihr gehandelt!

Kadi. Es könnte sich mancher freuen mit Grund,
Wäre so klug er wie einst der Hund;
Er war — so schien gar oft es mir —
Mehr ein verständ'ger Geist, als ein Tier;
Doch jeden Zweifel er mir benahm,
Als er zuletzt zum Sterben kam.
Der Hund, schon leidend und todesschwach,
Wie unsereiner in Worten sprach —

Vezier. Ich möchte hören, was Euch er sagte —

Kadi. Vernehmt und staunt! Der Gute klagte,
Daß man das Verdienst nicht genugsam ehre,
Am unrechten Ort zu sparen begehre;
„Nun wißt Ihr, Herr — so fuhr er fort —
Ich fand an einem verborg'nen Ort
Einst einen Schatz: er ist mein eigen;
Möchte damit mich dankbar bezeigen,
Erkenntlich vor allem dem großen Vezier;
Er ist ja des Landes Stütze und Zier."

Vezier. Das edle Herz!

Kadi. Dann schloß er gerührt:
„Ihm seien geschenkt, wie sich's gebührt,
Fünfzig Piaster von meinem Gold;
Sie mögen ihm dienen als Ehrensold."

Vezier. Zu Thränen bewegt mich die gute Seele!

Kadi. Ihr glaubt wohl, daß ich ein Märchen erzähle?
Gar manches Tier vernehmlich spricht —

Vezier. Wie könnt' ich zweifeln an Eurem Bericht?
Ich hörte selber ihn sprechen laut —
Und alles hat er einst mir vertraut —
So weiß ich denn sicher, daß Ihr nicht lügt —
Doch wenn mich nicht das Gedächtnis trügt,
So sagte er mir nebst anderen Sachen,
Er wolle mir Hundert Piaster vermachen —

Kadi. So seien es Hundert! — Vielleicht verstund
Nicht ganz ich beim traurigen Falle den Hund;
Denn kränklich war er längst schon und schwach;
Er nimmermehr so deutlich sprach.

Vezier. O edler Hund, wenn deinen Verstand
Die Menschen hätten in unserm Land,
Die Männer, die wahre Verdienste haben,
Sie würden bedacht mit manchen Gaben!

Kadi. Begreift ihr nun, warum ich gab
Dem Hausgenossen ein würdiges Grab?

Vezier. Das war ja nichts, als billig und recht;
Ihr hättet gehandelt mehr als schlecht,
Wenn Ihr gezögert, solches zu thun.
Er mag nun unter den Menschen ruhn!
Es ehret ja diese unbestritten,
Daß der Edle ruhet in ihrer Mitten;
Nicht nur ein Grab, ein Monument
Verdient er — wegen dem Testament.

Kadi. Zu hören sein Lob aus Eurem Mund,
Wie freut es mich mit gutem Grund! —
Gleich geh' ich und will das Legat Euch bringen —

Vezier. O möchte Euch es doch gelingen,
Bald einen ähnlichen Hund zu finden!
Wie kann Euch so ein Tier verbinden!

Kadi. Es schützte mich in jeder Not —
Und selber noch nach seinem Tod.
(Er geht ab.)

Vezier. Bald kommt der Schreiber nun gegangen —
Soll seinen Lohn sogleich empfangen!
Geht mancher aus, die Schafe zu scheren;
Muß selber geschoren nach Hause kehren.
(Der Schreiber kommt zurück.)

Schreiber (für sich). Ich werde bald nun Kadi sein —
(Zum Vezier.) Gestand er seinen Frevel ein?

Vezier. Wer spricht von einem Frevel hier?
Die schönste That verleumdet Ihr —

Schreiber. Er hat, wie ich es Euch geklagt,
Den hohen Ort zu schänden gewagt;
Begrub, wie er wohl selbst gestund,
Im Friedhof einen schäbigen Hund —

Vezier. Ihr macht mit Unrecht die Hunde schlecht.

Schreiber. Wie edler ist das Menschengeschlecht!

Vezier. Der Menschen Falschheit ist bekannt;
Doch treu ward stets der Hund genannt;
Folgt seinem Herrn in Kampf und Not,
Verläßt ihn selber nicht im Tod;
Oft Trank und Nahrung er vergißt,
Wenn seinen Meister er vermißt.
Zum Trost ist er in diesem Leben
Gar vielen Menschen ja gegeben;
Mag alle Welt sie auch verlassen,
Verachten, schmähen oder hassen,
Daß sie sich fühlen todeswund,
Bleibt ihnen zur Seite doch der Hund,
In dessen Blick, dem guten, treuen,
Sie Trost und Liebe mag erfreuen.
Den Bettler begleitet er, den blinden,
Daß er des Reichen Haus mag finden,

Wo für den nie erhellten Tag
Ein kärglich Brot er finden mag.
Aussätzige, die jeder flieht,
Der ihre eklen Wunden sieht,
Pflegt noch der Hund, leckt sie zumal
Und lindert ihrer Schmerzen Qual.
Er stürzt in Flammen sich und Flut
Und achtet nicht des Todes Wut,
Zu retten eines Menschen Leben —
Der oft ihm Schläge nur gegeben.
Der Tugend Spiegel, der Treue Bild,
Der Menschen Freude, Schutz und Schild
War stets der Hund — und seinen Namen
Die Leute sich zum Schimpfwort nahmen!
O wären sie nur halb so gut,
Wie so ein Tier von niederm Blut,
Es stünde besser um die Welt,
Die Trug und Falschheit uns vergällt!

Schreiber. Wer möchte Euch wohl widersprechen?
Doch immer bleibt es ein Verbrechen,
Ein Tier, und sei's auch reich an Gaben,
Gleich einem Menschen zu begraben —

Bezier. Des Kadi Hund war seltener Art —
Doch das Geheimnis wohl bewahrt!
Der Hund, ich darf es frei bekennen,
War halb, ja, fast ein Mensch zu nennen;
Der Himmel gab ihm mehr Verstand,
Als oft in Menschenköpfen sich fand.
In Augenblicken auch, in hellen,
Sprach er verständlich, statt zu bellen —

Schreiber. Klingt wie ein Märchen und Gedicht —

Bezier. Und ist doch Wahrheit — zweifelt nicht!
Ich hab' es aus des Kadi Mund.
Im Sterben sprach der edle Hund —

Hat mich im Testament bedacht,
Mir hundert Piaster in Gold vermacht.

Schreiber. Nun — kann ich alles wohl verstehen —

Vezier. Wagt nimmermehr, den Hund zu schmähen
In Eurem stolzen Menschenwahn
Und klagt auch nicht den Kadi an,
Daß liebreich er ein ehrlich Grab,
Wie sich's gehört, dem Toten gab!

Schreiber. Der Hund war weise und fürwahr!
Sein Herr nicht minder weise war.

Vezier. Erkennt, wie falsch Ihr mir berichtet
Und Schlimmes andern angedichtet!
Ihr habt Abscheuliches gewagt,
Die Tugend verleumdet und verklagt —
Nicht ungestraft darf Böses bleiben;
Muß Euch aus Haus und Stelle vertreiben.

Schreiber. Klar seh' ich meinen Frevel ein;
Mich täuschte leider der falsche Schein —
Es hatte mich der Hund gewarnt,
Als mich die böse Lust umgarnt —

Vezier. Der Hund?

Schreiber. Noch gestern erschien er mir
Im Traume, wie er leibte und lebte,
Und fuhr mich an, daß ich erbebte:
„Mißgönnen willst du mir das Grab,
Das mir der weise Kadi gab?
Ihn anzuschwärzen gelingt dir nicht;
Dich trifft vielmehr ein streng Gericht;
Doch wird verzeihen dir aus Güte
Um meinetwillen der Vezier;
Er ist mein Gönner — glaube mir!
Indes mußt du auf Buße denken,
Ihm minder nicht zur Sühne schenken,
Als ich Piaster, treu bedacht,
Im Testamente ihm vermacht!" —

Ich hielt dies nur für leeren Traum,
Doch traun! — nicht jeder Traum ist Schaum.
Vezier. Nun seht Ihr selber sonnenklar,
Der Hund ein höher Wesen war.
Schreiber. Ich war mit Blindheit ganz geschlagen,
Bei Euch den Kadi anzuklagen.
Vezier. Gehorchet Ihr der Geisterstimme,
Will ich gebieten meinem Grimme,
Euch um des Hundes willen verzeihen,
Daß alles mag zum Frieden gedeihen.
Schreiber. Ich folge Eurem guten Rat,
Zu sühnen meine Missethat;
Lege, bevor die Sonne schwand,
Das Sühnegeld in Eure Hand.
Vezier. Am Abend sei denn alles vergessen,
Was Ihr gefrevelt, frech vermessen!
Vergessen will ich, daß ich gegrollt —
Doch immer die Hunde Ihr ehren sollt!
(Er geht ab.)
Schreiber. Habsüchtig ist und verschmitzt der Mann —
Wie er ums Geld uns bringen kann!
Ein Glück, daß mir ein Märlein nützte,
Vor größerm Schaden mich beschützte;
Doch zahl' ich's teuer und ungeahnt,
Daß fremden Schaden ich geplant.
Ich hätte fast es voll erlebt:
Wer andern eine Grube gräbt,
Der Thor, er fällt oft selbst hinein —
Das soll mir eine Warnung sein!

Die Götter des Nordens.

Personen: Odin, ein nordischer Gott. Frigga, dessen Weib. Thor; Braga, Balder, Söhne Odins. Ein Doktor der Philosophie. Die Frau des Doktors.

Ort: Die Götterburg; später eine Studierstube.

Asgard, die Götterburg.

Götter. Walküren.

Odin. Laßt uns, Söhne, bei des Frühlings Erwachen wieder zechen, wie wir's pflegen seit tausend Jahren! Walküren, schwebt daher mit den zierlichen Krügen und schenkt uns des unsterblichen Mets! Und Ihr Heldenmädchen, erfreut uns mit Eurem Lächeln! Ihr Glücklichen, Eure Schönheit kennt kein Alter und wie die Blumen mit jedem Frühlinge herrlicher erblühen, erhebt Ihr Euch mit jedem Morgen lieblicher vom Schlummer der Nacht. — Doch sprich, Frigga, mein Weib, warum trauerst Du?

Frigga. Was sollte ich nicht trauern, da wir einsam im Nebel des Nordens das Fest des Lenzes begehen? Kein Sterblicher ehrt uns, wie vor Jahrtausenden, da die Rauchwolken der Opfer, die man zu unserer Ehre verbrannte, die Erde unseren Blicken entzogen!

Thor. Immer die alten Grillen! Laßt die Jeremiaden, aber trinken laßt uns, wie's Göttern des Nordens geziemt!

Braga. Unsere Namen tönen noch in den heiligen Liedern der Sänger und in der Oden erhabenem Schwunge.

Balder. Die Menschen ziehen die kalten, marmornen Apolle der Griechen meiner lebendigen warmen Schönheit vor — doch heute mir, morgen dir.

Thor. Und ich werde stets freudig meinen Hammer an die glühenden Sterne schwingen, daß die Funken auf die Erde sprühen und mit Wetter und Blitz den kalten Winter überwältigen.

Balder. Horch! es klopft.

(Doktor tritt auf.)

Odin. Tretet herein, Wanderer! Was wollt Ihr?

Doktor. Erstlich bin ich Doktor der Philosophie, zweitens will ich Euere alte Glorie wieder herstellen.

Odin. Wie vermöchtet Ihr das?

Thor. Wo habt Ihr Euere Waffen?

Doktor. Wir brauchen keine Schwerter und keine Bergrevolutionen mehr, um Götter zu stürzen, wie weiland die Titanen. Eine Feder genügt uns, Götter zu vernichten.

Braga. Fürchtet Ihr Euch nicht vor Jupiter, Apollo, Mars? Scheut Ihr Euch nicht —

Doktor. Ich mich fürchten? — so wenig als Prometheus. Mich scheuen? Da kennt Ihr mich nicht!

Odin. Woher kommt Ihr, wunderlicher Mann?

Doktor. Das war's, was ich noch auf der Zunge hatte. Ich komme aus der Welt der sich selbst erfassenden Subjektivität.

Thor. Wohl eine neue Göttin?

Frigga. Seit die Göttin des Luxus alle Männer bezaubert, was sollen ihnen noch die Riesenweiber des Nordens, die statt des En-tout-cas Schwerter in der Hand führen?

Doktor. Madame, Sie sehen die Sache von der schiefen Seite an. Hätten Sie bei mir ein philosophisches Kollegium gehört, würden Sie wissen, was Sie von Ihren Standesgenossen zu halten haben.

Odin. Sollte ich mich mit Zeus vergleichen dürfen? Doch mich vergaß man und ehrt den Griechen.

Doktor. Tröste Dich, Odin! Du kannst neben Zeus bestehen. Zeus ist das Symbol des subjektiven Selbstbewußtseins und Du das Symbol der Weltgeschichte.

Odin. Ich verstehe Deine Sprache nicht, Wesen einer andern Welt; bist Du ein Halbgott oder Kobold —

Doktor. Ich weiß mit der Feder umzugehen. Ich werde ein Buch zu Euern Gunsten schreiben, welches man überall lesen wird, und die Menschen werden Euch wieder ehren.

Braga. Ihr seid also ein Dichter, vielleicht ein Schüler Klopstocks?

Doktor. Bewahre mich Goethe davor!

Braga. Oder Sined, des Barden.

Doktor. Behüte der Himmel! Jetzt ist die Kinderzeit der Menschheit vorbei, da man noch zu Versen, Komödien, Tragödien und solchen Tändeleien die Zeit hatte — jetzt bricht die goldene Periode des allein seligmachenden, philosophisch-subjektiven Verstandes an.

Odin. Möchte diese Weltperiode kennen lernen! Es ist doch keine der Winternächte, die der Zerstörung der Erde vorausgehen? Wie werden wir uns denn bei den Menschen wieder einschmeicheln?

Doktor. Es ist das Beste zu hoffen, wenn Ihr Euch mir vertraut.

Thor. Glaubt Ihr, wir brauchen einen philosophischen Lebenstrank, um wieder zu Kräften zu kommen?

Doktor. Ich kenne Dich, Poltergeist der brutalen Subjektivität und Gewalt, — Dir ist nicht mehr zu helfen, wenn ein gutes Haar an der Philosophie ist; denn diese führt auf der Erde ewigen Frieden ein. Habe darüber ein Büchlein geschrieben; Ihr würdet gut thun, es zu lesen. Es ist herausgekommen —

Thor. Quacksalber!

Doktor. Bei der berühmten Firma —

Thor. Ich nehme meinen Metkrug und setze mich draußen ins Grüne. (Thor ab.)

Odin. Er spricht eine Sprache, die niemand versteht.

Doktor. Wann wird einst der Geist den Fuß auf die Materie setzen?

Frigga. Er spricht eine Zauberformel.

Doktor. O Götter, Ihr thut uns unrecht. Unser Haupt ist Euere Wiege, und Ihr schmäht und mißkennt sie. Gerechte Strafe traf Euch und Ihr wurdet alt und schwach. Jetzt ist es meine Aufgabe, Euch wieder zu verjüngen. Mißkennt nicht Euern Freund! Frigga wird wieder als Göttin herrschen.

Frigga. Wäre dies nicht billig, da ich den Himmel mit Sternen schmücke, die Erde mit Blumen bekränze, und über sie mit jedem neuen Jahre die Flut der goldenen Ähren ströme?

(Thor kehrt mit einer Schar Elfen zurück.)

Thor. Da kehre ich wieder zurück mit einer Schar Elfen.

Doktor. Sei nicht mehr böse auf mich, Thor! Ich habe mich anders besonnen und für Dich auch einen ordentlichen Platz ersonnen. — Du bezeichnest das Zerschmetternde der Wahrheit. Dein Hammer kann füglich die freie Presse repräsentieren — Du kannst hiermit zufrieden sein.

Thor. Hölle und Teufel! Wie komme ich mit der buhlerischen Wahrheit zusammen? Glaubt Ihr, ich sei ein Thor und nicht Thor? Tanzt, Elfen, tanzt, daß wir den Schabernack vergessen!

Doktor. Seid gegrüßt, Elfenmädchen! Es freut mich, mit Euch, den abstrakten Geistern des Lichts, Bekanntschaft zu machen.

(Er nähert sich den Elfen.)

Thor (geht zornig auf den Doktor zu). Unverschämter, bleibe diesen Mädchen fern oder ich schlage Dir mit dem Hammer der Wahrheit den tollen Kopf entzwei!

Odin. Sohn, ehre das Gastrecht!

Verwandlung der Götterburg in eine Studierstube.

Studierstube.

Doktor (noch im Traume sprechend). Frigga, Du bist erhaben in Deiner universalen Weiblichkeit, aber diese Elfen der Anmut — —

Frau (weckt ihn). Steh' auf, Mann, die Stunde der Vorlesung naht.

Doktor (erwachend). Mein Weib! — Wo bin ich?

Frau. In Deiner Studierstube.

Doktor. Wo war ich?

Frau. In einem Weinkeller bis spät in die Nacht.

Doktor. Dem Weine sei's gedankt! ich hatte eine herrliche Vision. Eine neue Mythologie! Ich erkannte den Geist der nordischen Götter und schreibe heute noch ein Buch darüber. Bring' mir den Kaffee und dann ans Werk!

Die Raupen.

Personen: Der Bischof. Ein Prokurator. Ein Kaplan. Steffen Droll. Friedel Topf.

Ort: Eine bischöfliche Residenz. — Das Stück spielt im Mittelalter.

Ein Audienzsaal.

(Der Bischof, der Prokurator und die Bauern Droll und Topf treten auf.)

Bischof. Nun, liebe Leute, mögt mir sagen,
Was Ihr verlanget vorzutragen!

Topf. Seht, gnäd'ger Herr, hier Steffen Droll,
Ein Mann gar bieder, ohne Groll,
Daß ihm die Männer und die Frauen
Mit Leib und Leben sich vertrauen!

Droll. Es ist mein Nachbar Friedel Topf
Auch nicht gefallen auf den Kopf.
Weil wir nun beide baß verstehen,
Mit Tier und Menschen umzugehen,
Schickt man uns in die Stadt hinein,
Zu sprechen mit den Herren fein.
Bischof. Wohl wahr mag sein, was ich vernommen,
Doch sagt, weshalb Ihr denn gekommen!
Droll. Wir brachten einst Euch das Geschmeiß,
Wie sicher Euer Gnaden weiß,
Und thäten bitter uns beklagen —
Bischof (zum Prokurator). Was will damit der Bauer sagen?
Prokurator. Zum Herbstmonat im vor'gen Jahr,
Da brachte dieses Bauernpaar
Gar viel Gewürm und Raupen her;
Sie schwuren, daß das kriechend Heer
Auf ihren Feldern schlimm gehaust
Und manchen Baum und Busch zerzaust.
Laut klagten sie die Würmer an,
Daß ihnen Schaden sie gethan,
Und baten, daß mit mächt'ger Hand
Ihr sie verweiset aus dem Land
Und sie belegt mit Bann und Acht.
Ihr aber hattet wohl bedacht,
Daß selbst den Tieren mancherlei
Gerechtigkeit man schuldig sei;
So machte man den Raupen auch
Wohl den Prozeß nach Recht und Brauch,
Daß, wenn sie schuldig sollten sein,
Sie Strafe träfe dann und Pein.
Die Sache ist zur Hand genommen,
Doch noch zu keinem Ende gekommen.
Droll. Geschieht's nicht bald, ich möchte glauben,
Es enden vor dem Spruch die Raupen.

Bischof. Ihr stellt das Ding zu leicht Euch vor;
Schon mancher die Geduld verlor,
Weil sehr bedächtig das Gericht
Nach reifer Erwägung das Urteil spricht.
Da gilt es sich zu informieren,
Zu replizieren, zu konferieren;
Man kann in Monden oft und Jahren
Kaum einen Schritt zum Ziel gewahren.
'S braucht eben manche Prozedur,
Bis man dem Recht kommt auf die Spur.

Droll. Begreiflich, wenn sich Menschen verklagen,
Doch Ungeziefer, so zu sagen —

Bischof. Schmäht nicht die niedren Kreaturen!
Sie sind wie wir der Allmacht Spuren,
Auch sie hat ja gesegnet Gott,
Verdienen weder Haß, noch Spott;
Sind oft zu hohem Dienst erwählt,
Wie uns die heil'ge Schrift erzählt.
Hat nicht ein Spinnlein mit seinen Geweben
Dem König David gerettet das Leben?
Auch oft den Sinn zum Guten weckt,
Solch ein verachtetes Insekt.
Ameisen, wie ein jeder weiß,
Sie lehren Arbeit uns und Fleiß;
Es mögen uns die kleinen Bienen
Als Beispiel thät'ger Liebe dienen;
Sie sammeln Honig süß und mild
Zu aller Freude im Gefild.
So kann denn ein Geschöpf gar klein
Uns wichtig und bedeutsam sein;
Drum schimpft nicht auf den Wurm im Staub,
Und bis erwiesen ist der Raub,
Beleidigt die Verklagten nicht!
Sonst straft dafür Euch das Gericht,
Da keinen Spaß sie hier verstehen.

Muß nun in das Kapitel gehen,
Doch kehr' ich wieder, unverweilt
Sei Euch dann der Bescheid erteilt;
Indessen mag Euch der Jurist
Erklären, was da nötig ist.

(Der Bischof geht ab.)

Droll. Was habt Ihr viel denn zu beraten,
Ein jedes Kind sieht ja die Thaten.

Prokurator. Ein klug Kollegium läßt sich Weile,
Daß es sich ja nicht übereile.
Vor allem aber merkt zumeist:
Audiatur et altera pars! Das heißt:
Kein gutes Urteil kann gedeihen,
Schenkt man Gehör nicht beiden Parteien.

Topf. Da werdet Ihr wohl lange sinnen,
Bis Euch die Raupen zu sprechen beginnen.

Prokurator. Es wird ernannt von dem Gericht
Ein Advokat, der für sie spricht;
Als Fürsprech ehret solchen Mann
Ein jeder, der nicht reden kann.

Droll. Ei, was da noch zu sagen bliebe!
Die Tiere, das ist klar, sind Diebe —

Prokurator. Ein Schimpfwort liegt Euch gleich zur Hand —
Bedenkt, ob Euer denn das Land,
Das Ihr den Raupen wollt verwehren,
Anstatt ihr altes Recht zu ehren!
Der Herr hat ihnen angewiesen,
Eh' Bauern waren, Feld und Wiesen.
Habt alles in Besitz genommen,
Daß um ihr eigen sie gekommen.
Ja, ja, ich sag's Euch unverhohlen,
Ihr habt die armen arg bestohlen.

Droll. Am Ende sind, potz Velten! wir
Der schuld'ge Teil, nicht das Getier.

Topf. Wir dürften ihnen nimmer wehren,
 Uns Kraut und Futter zu verzehren?
Profurator. Setzt auch den Fall, es wäre wahr,
 Daß Euch bestiehlt der Würmer Schar!
 Ob Gras es oder Gemüse sei,
 Was macht Ihr da so viel Geschrei?
 Denkt, wie die Tiere Ihr beraubt
 Und stets nach Recht zu handeln glaubt!
 Die Wolle maust den Schafen Ihr
 Und Pelz und Felle manchem Tier;
 Die Milch auch nehmt Ihr weg der Kuh,
 Laßt selbst die Ziegen nicht in Ruh;
 Und wenn sie alles Euch gegeben,
 Dann raubt Ihr ihnen noch das Leben.
 Ich muß fürwahr als Freund Euch raten,
 Daß Ihr gedenkt der Missethaten
 Und mit den Beklagten Euch vergleicht,
 Weil dies zum Vorteil Euch gereicht.
Droll. Ist richtig, was Ihr uns gesagt,
 So haben wir zuviel gewagt.
Topf. Der Handel scheint mir schief zu stehen.
Profurator. Ihr könnt ihm nimmer jetzt entgehen;
 Sucht nur das Ärgste zu vermeiden!
 Der Bischof wird den Fall entscheiden,
 Schon kommt er von dem Gang zurück.
Topf. Wär's doch zu unserm Heil und Glück!
(Der Bischof kehrt zurück.)
Bischof. Nun, Leute, seid Ihr wohl berichtet,
 Wie hier man Streit und Händel schlichtet,
 Daß nie man ohne gute Gründe
 Ein Urteil und Verdikt verkünde.
 Ich ließ bereits die Angeklagten,
 Die, wie Ihr meint, Euch schändlich plagten,
 Vor mein Gericht, wie billig, laden;
 Und thaten wirklich sie Euch Schaden,

So müssen unser Land sie meiden
Und die verdiente Strafe leiden.

(Der Kaplan tritt auf.)

Kaplan. Hört, gnäd'ger Herr —
Bischof. Was ist geschehen?
Kaplan. Gar seltsam ist, was wir gesehen —
Bischof. Wo sind die Raupen, die zumal
Hierher zu bringen ich befahl?
Kaplan. Als stracks wir in die Kammern eilten,
Wo einstens die Gefang'nen weilten,
Da fanden wir die Raupen nicht,
Dafür ein bunt beflügelt Heer,
Das drängte gleich ins Freie sich;
Es wieget schon sich freudiglich
In Sonnenschein und Frühlingsluft
Und labt sich an der Blumen Duft.
Die man als Raupen hielt gefangen,
Sind jetzt als Falter uns entgangen.
Bischof. Willkommen sei die Neuigkeit!
Sie endet friedlich allen Streit,
Daß wir darob uns freuen müssen.
Denn sollte wohl der Falter büßen,
Was einst als Raupe er verbrach?
Geändert hat sie Leib und Sinn,
Wir haben dessen auch Gewinn;
Nun schmückt das Tierlein unsre Flur
Und lebt von Tau und Blüten nur.
Droll. Traut, gnädiger Herr, den Heuchlern nicht!
Ein Wicht bleibt allezeit ein Wicht;
Ob er sich kleide schön und fein,
Wird stets ein schlimmer Gesell er sein.
Bischof. Denkt nicht so hart! Denn jedermann
Und jedes Geschöpf sich bessern kann.
Drum waltet mild des Himmels Huld,
Bestraft nicht gleich mit Tod die Schuld;

Er will nur, daß man reuevoll,
Vom Bösen ab sich wenden soll;
Und sein Erbarmen kann uns lehren,
Dem allzuraschen Groll zu wehren.
Seht! mancher Bürger würdiglich
War einst ein Bruder Liederlich;
Es ward ein arger Frevler oft
Ein Ehrenmann ganz unverhofft.
Und so veredeln sich, wie wir,
Die Raupen auch und das Getier;
Es ward zum schönen Schmetterling
Ein Wurm gar häßlich und gering.
Erfreuet Euch an seinem Schimmer
Und ans Vergangne denket nimmer!

Topf. Möchten die Dinger nur erstatten
Den großen Schaden, den wir hatten!

Bischof. Vergeßt den Schaden! Laßt die Klagen!
Das wird Euch gute Früchte tragen.
Ihr mögt zurück ins Dorf nun gehen,
Verkünden dort, was hier geschehen.
Sagt, daß ein schädliches Getier,
Ward zu der Auen Lust und Zier!
So sollen wir auch hier auf Erden
Aus Sündern Himmelskinder werden.
Uns alle kann ein Tierlein lehren,
Nicht stets an dumpfer Kost zu zehren!
Es rastet nicht, es puppt sich ein,
Wird so ein Vögelein wunderfein,
Das sich an Blumen nur erquickt,
Wie eine Blume selbst geschmückt.
Das mahnt uns, nicht am Staub zu kleben,
Nach Änderung des Sinns zu streben,
Daß unsre Seele wie beschwingt
Aus Erdenduft zu Sternen dringt,
Und zu der Engel Bild verklärt

Von Himmelsblüten sich ernährt.
Bedenkt dies stets und allerwegen
Gereicht es Euch zu Heil und Segen!
(Der Bischof und der Kaplan gehen ab.)

Prokurator. Beherzigt wohl des Bischofs Spruch;
Er redet wie der Weisheit Buch.

Droll. Was er gesagt, gar sehr erbaut;
Doch Schelmen allzusehr er traut —

Prokurator. Nichts weiter dürft Ihr replizieren,
Müßt die Entscheidung acceptieren,
Und sprecht nicht von den Tieren schlecht!
Sonst straft man Euch mit Fug und Recht.
Kommt frei davon ein Deliquent,
Ist strafbar, wer noch Schalk ihn nennt.

Droll. Das will nicht in den Kopf mir gehen —
Wir sollen wohl noch zugestehen,
Daß wir mit großem Unbedacht
Viel Unrat dem Gewürm gemacht?

Prokurator. Denkt, was Ihr wollt, nur sagt es nicht!
Denn sonst verfallt Ihr dem Gericht;
Es ist der Schwachen Schirm und Hort
Und straft oft schwer ein leichtes Wort.
Nun hab' ich Euch nur noch zu sagen:
Ihr müßt des Streites Kosten tragen;
Ein Dutzend Thaler mag's wohl sein;
Dafür empfangt Ihr einen Schein.
(Er geht ab.)

Droll. Das fehlte noch — der Teufel soll —

Topf. Um Himmelswillen schimpft nicht, Droll —

Droll Das hätt' ich niemals doch geglaubt,
Daß wer uns schädigt und beraubt,
Am Ende noch wird laut gepriesen!

Topf. Ihr habt gehört, wie sie bewiesen,
Daß unrecht wir dem Vieh gethan.

Droll. Mich dünkt's, man führte schön uns an —
Was soll'n wir unsern Leuten sagen,
Daß sie die Kosten willig tragen?
Topf. Ein Märlein wollen wir ersinnen,
Daß wir dabei auch noch gewinnen;
Das käme uns gerade recht. —
Droll. Dein Ratschlag, Topf, ist gar nicht schlecht.
Topf. Komm', gehen wir vorerst zum Wein!
Da fällt uns wohl was Gutes ein.

Der Advokat im Himmel.

Personen: St. Petrus. Pedro, der Advokat. Verklärte. Engel.

Vor dem Himmelsthore.

(Pedro, der Advokat, mit Akten unter dem Arm, die Feder hinter dem Ohr, klopft am Himmelsthore.)

St. Petrus (innen). Wer da? Wer klopft?
(Er öffnet das Thor und tritt heraus.)
Pedro. Pedro, der Advokat, begehrt Einlaß in den Himmel.
St. Petrus. Ein Advokat, da gehe er zum —
Pedro. Nicht so heftig! Hitzig Blut thut niemals gut.
St. Petrus. Wißt Ihr nicht, was die Spanier singen?
Eher, als ein Advokate
In den Himmel kommen wird,
Werden den Fandango tanzen
Tinte, Feder und Papier.
Pedro. Ihr habt wohl Euern Mann noch nicht gehörig angeschaut. Ich bin Don Pedro, der Advokat von Granada. Seht! ich bin nicht nur Euer Namensvetter, sondern war auch Euer bester Freund und Ver-

ehrer auf Erden. Erinnert Ihr Euch nicht, wie Eure Kirche in Granada in Gefahr war, ihre Einkünfte zu verlieren und zu verarmen? Eure Statue stand auf dem Altar wie ein wahres Märtyrerbild. Und jetzt — jetzt steht Ihr wieder in Eurer Kirche, stattlich ausgeputzt wie ein Kirchenfürst, und Euer Mantel glänzt wie ein Königsmantel, da er früher ein Bettlermantel schien. Eure Schlüssel strahlen wieder wie lauteres Silber, und ein breiter goldener Schein bedeckt Euer kahles Haupt. Wem verdankt Ihr Euern neuen Glanz? Wem verdankt Ihr Eure Restauration?! Mir, dem Advokaten Pedro!

St. Petrus. Schweigt, schweigt! Wir wollen sehen, was sich für Euch thun läßt.

Pedro. Wem verdankt Ihr die fetten Einkünfte der Kirche, die hinreichten, Euch wieder ein Ansehen zu geben? Mir, dem Advokaten Pedro! Ich erwarb Euch — Gott verzeih' es! mit welchen Mitteln — die angefochtenen Kirchenrenten. Und jetzt verstoßt Ihr mich und wünscht mich zum — O Undank des Himmels!

St. Petrus. Es war nicht so böse gemeint. Ihr wißt, daß eigentlich kein Advokat in den Himmel kommen soll. Man hat einmal hier die Antipathie. Doch — wartet einen Augenblick, bis ich die Sache vor den höchsten Richter gebracht!

Pedro. Zuerst vor das Untergericht. Wie viele Instanzen? Wo sind die Akten? Übergebt sie mir, und wenn wir den Prozeß verlieren, so soll mich doch gleich —

St. Petrus. Schwört nicht! Tretet ein und sagt niemandem, daß Ihr ein Advokat seid; denn ich habe es überlegt. Es ist das beste, ich lasse Euch unerkannt in den Himmel schlüpfen. Werft Tintenfaß, Feder und Papiere fort, ehe wir eintreten!

Pedro. Bei Leibe nicht; die Papiere sind die Akten eines noch unvollendeten Prozesses, die ich mit Muße durcharbeiten will.

St. Petrus. So verbergt wenigstens das corpus delicti und hüllt Euch zugleich in Euern Mantel ein; denn Eurer Seele fehlt die Weiße der Lilie, die Farbe des Himmels.

Pedro. Papperlapapp! Wer mit Tinte umgeht, der kann nicht immer lilienweiß bleiben.

(Beide durch das Himmelsthor ab.)

Im Himmel.

(Eine Schar lustwandelnder Verklärter. St. Petrus und Pedro treten auf.)

Eine Verklärte. Darf ich meinen Augen trauen? Ist das nicht der Advokat Pedro von Granada? Ja, wahrhaftig, er ist's; mit der Feder hinter dem Ohr und den Akten unter dem Arm, wie er leibte und lebte. Das hätte ich doch nie geglaubt, daß der Mensch in den Himmel kommen würde.

Pedro. Verehrteste oder vielmehr Verklärteste, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen.

Verklärte. Auf Erden war ich die Witwe Tondorilla, die Ihr durch Eure Schurkereien um Hab und Gut gebracht habt. Ich geriet dadurch in Not und Unglück, aber da ich das irdische Elend mit Mut und Ergebung getragen, wurde mir dafür der Himmel zu teil. Aber wodurch habt Ihr ihn verdient? Ränkeschmied, Schelm!

Pedro. O Undank! Hättet Ihr nicht Euer Vermögen verloren, so würdet Ihr nicht fromm und selig geworden sein. Durch meine Vermittelung habt Ihr den Himmel erworben, und jetzt schimpft Ihr mich aus, anstatt Euerm Wohlthäter zu danken.

Verklärte. Der Rabulist, der Sophist!

St. Petrus (zur Verklärten). Schweigt, gute Seele! man muß verzeihen und vergessen.

Verklärte. Ich verzeihe, weil ich hier bin; möchte aber nicht in seiner Gesellschaft leben.

(Sie schwebt fort.)

Pedro. Die Weiber können das Schwatzen und Schimpfen selbst im Himmel nicht lassen.

Ein Verklärter (zu Pedro). Wie kommt der Spitzbube hier herein?

Pedro. Sie irren sich, mein Geist —

Verklärter. O! ich kenne Dich zu gut, Pedro, um Dich zu verkennen. Du hast Dich wahrhaftig verirrt; statt in die Hölle zu gehen, wo Du und Deinesgleichen hingehören —

Pedro. Wer seid Ihr?

Verklärter. Ich war, leider Gottes! Dein Nachbar Martin, den Du mit Prozessen, Streitigkeiten, mit Ränken und Listen zu Tode gequält hast. Wären wir hier nicht im Reich des Friedens, ich würde Dir den Hals umdrehen, Beutelschneider, Gauner!

Pedro (zu St. Peter). Habt Ihr gehört, Sankt Peter, wie mich dieses Individium beschimpft und mir Injurien an den Kopf wirft; zugleich bedroht er mein Leben. Ich nehme Euch und die Gegenwärtigen zu Zeugen. Ich werde klagbar gegen ihn wegen Verleumdung, wegen Beschimpfung, wegen Amts- und Standesverletzung, wegen beabsichtigten Mordes und Todschlages.

St. Petrus. Bedenkt, daß Ihr im Himmel seid! Hier giebt es keinen Injurienprozeß — Hier wird alles durch Verzeihung und Liebe gut gemacht.

Pedro. Was für eine Ordnung! Ein gehöriges Rechtsverfahren muß eingeführt werden; ich werde nicht ruhen, bis Recht und Gerechtigkeit im Himmel herrschen.

Eine Geisterstimme. Wehe Dir, Pedro, wenn Dir nach Recht und Gerechtigkeit geschieht!

Zweite Stimme. Pedro, Du Aktenfälscher!

Dritte Stimme. Pedro, Du Wucherer!

Pedro. Was ist das?

St. Petrus. Das sind Stimmen unsichtbarer Geister.

Pedro. Unsichtbare Injurianten — das fehlte noch! Unsichtbare, die man nicht einmal belangen kann!

Die Geisterstimmen. Wir sprachen schon längst zu Dir, doch Du hörtest uns nicht. Wir sind die Stimme Deines Gewissens.

Pedro. Heiliger Petrus, gehen wir weiter! Mir ist es so unangenehm, die Geisterstimmen zu hören, wie Euch weiland das Krähen des Hahns.

St. Petrus. Ihr müßt auf Erden ein sauberer Patron gewesen sein; fast reut es mich, daß ich mich bewegen ließ —

Pedro (klopft Petrus auf die Schultern). Ei, Gevatter, wir haben alle unsere Schwächen.

(Sie gehen ab.)

Eine andere Gegend des Himmels.

Engel in Wolken. St. Petrus und Pedro treten auf.

Pedro. Hier scheinen wir in bessere Gesellschaft zu kommen.

St. Petrus. Das ist die Schar der Engel.

Pedro. Die werden doch vernünftiger sein und nicht so indiskret.

Chor der Engel (singt). O wäre doch der Frieden
Den Menschen schon beschieden!
Sie ließen Haß und Streit,
Des bösen Geistes Spur,
Und lebten Seligkeit
Schon auf der ird'schen Flur.
O wäre doch der Frieden
Den Menschen schon beschieden!

Pedro. Ganz schön, meine Engel, der Frieden ist herrlich; aber Krieg muß auch sein, was Euch jeder Philosoph beweisen kann.

Ein Engel. Advokaten und Soldaten
Sind des Teufels Spielkameraden!

Pedro. Ihr werdet anzüglich und grob, ohne es zu wissen; ich bin ein Advokat.

Engel. Verzeihen Sie! Dies ist ein Sprichwort; indes glauben wir: keine Regel ohne Ausnahme.

Pedro. Bei Gelegenheit werde ich Euch die Notwendigkeit des Streitens und Prozessierens auseinander setzen. Nach der Anzahl der Prozesse wird die Kultur eines Landes abgeschätzt, wie nach dem Verbrauch von Seife seine Reinlichkeit.

Engel. Aber man sagt doch: Frieden ernährt, Streit verzehrt.

Pedro. Glaubt mir — der Streit ernährt auch seine Leute; aber sagt mir, Petrus, wem gehören denn die goldenen Wolken, aus denen die vorwitzigen Engel schauen?

St. Petrus. Den Engeln —

Pedro. Haben sie auch etwas Schriftliches dafür? Wo ist der Besitz eingetragen?

St. Petrus. Schriftliches?

Pedro. Ohne Rechtstitel kein Eigentumsrecht.

St. Petrus. Laßt die irdischen Gedanken! Seht dort die Sterne, die um den diamantenen Thron kreisen!

Pedro. Wem gehören die Sterne?

St. Petrus. Dem Cherubim.

Pedro. Haben sie etwas Schriftliches dafür? Wenn nicht, so kann ihnen der Besitz streitig gemacht werden.

St. Petrus. Hm! Hm! Schaut dort den diamantenen Thron, wie er blitzt und leuchtet!

Pedro. Was ist das für ein Thron?

St. Petrus. Das ist der Thron der Macht.

Pedro. Wem gehört er?

St. Petrus. Der Gerechtigkeit.

Pedro. Aber dafür wird sie doch etwas Schriftliches haben! Sonst kann sich jeder darauf setzen.

Eine mächtige Stimme. Werft den Menschen hinaus!

(Engel kommen und ergreifen Pedro.)

Ein Engel (zu Pedro). Fort mit Euch aus dem Himmel!

Pedro. Mein Schutzpatron, schützt mich gegen die Gewaltthäter!

St. Petrus. Gegen höhere Macht kann ich Euch nicht schützen. Ich habe mein möglichstes gethan.

Der Engel. Tragt ihn fort!

Ein zweiter Engel. Euer Urteil ist gesprochen.

Pedro. Wo habt Ihr das schriftliche Dokument?

Der Engel. Hier schreibt man nicht.

Pedro. Ich protestiere gegen dieses gesetzwidrige Verfahren.

Die Engel. Fort mit ihm!

Pedro. Wohin tragt Ihr mich?

Die Engel. Auf die Erde zurück, wo Du Dich über den Verlust des Himmels grämen wirst.

Pedro. Nicht im geringsten. — Mein Himmel ist da, wo prozessiert wird.

(Die Engel mit Pedro ab.)

St. Petrus. Der tolle Mensch hat sein Glück frevelnd verscherzt.

Ein Engel. Eine Frage, heiliger Mann! Ist es wahr, daß kein Advokat in den Himmel kommen kann?

St. Petrus. Das nicht; aber es hält für sie schwer, vor dem Richterstuhle zu bestehen, wo keine Advokatenkunst das Urteil besticht.

Der Engel. Und warum ist es schwerer für sie als für andere?

St. Petrus. Es ist für einen Advokaten ebenso schwierig, streng ehrlich zu verfahren, wie für einen Krieger, im blutigen Kampfe die Gebote der Menschlichkeit zu be-

obachten. Indes hat man doch Beispiele von menschlichen, ja heiligen Kriegern, woraus sich denn schließen läßt, daß es auch redliche und ehrliche Advokaten geben wird; freilich bis zur Heiligkeit hat es mit meinem Wissen noch keiner gebracht. Aber Ehre den guten Advokaten! Sind die schlechten den Haifischen gleich, die alles verschlingen, was in die gefährlichen Meereswellen gerät, so sind die guten, wie der Prediger sagt, den Delphinen ähnlich. Gleichwie diese die Leute auf ihren Rücken nehmen und aus der gefahrvollen Meeresflut aufs Gestade hinaus salvieren, also helfen gute und wohlerfahrene Advokaten auch manchem aus den größten Gefahren.

Wie mancher ward von Advokaten
Zu seinem Glück und Heil beraten!
Doch ob ihr Ruhm auch unvergessen,
Geht aus dem Wege den Prozessen,
Als lockte Euch der Hadergeist!
Des Christen rechte Rechtskunst heißt:
Durch Liebe allen Streit vermeiden,
Statt Unrecht thuen, Unrecht leiden!

Die Katzen und der Pantoffel.

Personen: Der Spiritist. Sein Freund. Schopenhauer. Homer. Euripides. Shakespeare. Calderon. Goethe. Schatten und Geister.

Ort: Haus des Spiritisten.

Ein dunkles Zimmer.

(Der Spiritist und sein Freund treten auf.)

Der Spiritist. Du scheinst mir nicht aufgeräumt zu sein. — Was hast Du auf dem Herzen?

Der Freund. Eine werte Freundin hat mich vor längerer Zeit mit der Übersendung eines kleinen gemalten Bildes erfreut. Es stellt drei weiße junge Katzen dar, welche mit einem Frauenpantoffel spielen. Eine der Katzen steckt neugierig den Kopf in den Pantoffel, während die beiden anderen sich sonst mit der zierlichen Fußbekleidung zu schaffen machen. Gern hätte ich der Geberin einige Gedanken oder Verse über das Bild gesandt, um ihr meine Dankbarkeit zu bezeugen. Leider fiel mir nichts ein; in meinem Kopfe finde ich keinen einzigen Gedanken. Sollte ich nicht ärgerlich sein?

Der Spiritist. Laß Dir darüber keine grauen Haare wachsen! Wenn Dir nichts einfällt, werden die Geister für uns denken und dichten.

Der Freund. Die Geister?

Der Spiritist. Ja wohl, die Geister. Ich bin, wie Du weißt, Medium und Spiritist, und wenn ich ein Gedicht zu machen habe, so suche ich irgend einen poetischen Geist zum Reden zu bringen und schreibe nieder, was mir diktiert wird.

Der Freund. Ist es glaublich, daß die Dichter noch aus der Geisterwelt uns Gedichte zukommen lassen?

Der Spiritist. Wahrscheinlich schätzt man in der anderen Welt die Verse nicht so hoch wie auf Erden, und daher werden die genannten Dichter die spiritistische Gelegenheit benutzen, sich an ein dankbares Publikum zu wenden.

Der Freund. Nun, das ist ja eine herrliche Gelegenheit, um Nachträge zu den Werken berühmter Männer zu sammeln.

Der Spiritist. Kein Zweifel! Doch behaupten viele, daß die Verse der Dichter nicht mehr so gut seien wie diejenigen, welche sie während des Lebens verfaßten, und man zweifelt daher an ihrer Echtheit.

Der Freund. Mögen die Gedichte gut oder gering ausfallen, mich würde es sehr freuen, von einigen berühmten Schriftstellern das erwähnte Bild poetisch oder philosophisch erläutert zu hören.

Der Spiritist. Ich werde bei Gelegenheit die Geister davon unterrichten. Ohne Zweifel werden sie den Stoff mit Freude behandeln, und dann ist Dir geholfen. Drei Katzen und ein Frauenpantoffel — das muß die Begeisterung erregen. Doch halt! — ich fühle die Nähe der Geister. Sie verkünden mir, daß sie bereits seit einigen Tagen von Deiner Verlegenheit wissen und bereit seien, ihre Gedanken über das Bild uns mitzuteilen. Merke Dir ja, was sie sagen werden, und du wirst die Gedanken benutzen können!

Der Freund. Ich höre ein heftiges Poltern —

Der Spiritist. Still! Es naht sich ein Philosoph. Es ist, wenn ich mich nicht täusche, der berühmte Pessimist aus Frankfurt.

Pseudo-Schopenhauer. (Eine Geisterstimme.) Der Wille zum Leben ist überall und unter jeder Gestalt mit Leid und Not begleitet, ob uns auch oft die äußerlich

glänzende Hülle über das innere Elend täuschen mag. Wenn in dem Stiefel eines Fuhrmanns, der von Wind und Wetter gepeitscht wird, den der Kot beschmutzt, die Steine der Straße verletzen und peinigen — wenn in diesem Stiefel die Qual des Daseins und der mühevolle Kampf für eine nichtige Existenz allen klar vor Augen liegt, so scheint dagegen das Los eines hübschen Frauenpantoffels beneidenswert, ja über alle Erdenpein erhaben. Doch der Schein trügt. Dringen wir in das innerste Leben solch eines glänzenden Pantoffels, so finden wir zwar nicht Not und Kampf; — denn er ruht auf weichem Teppich, kommt nie mit dem rauhen Wechsel der Witterung in Berührung und hat meistens das Glück, an einem wohlgebildeten Fuße zu haften; dafür verzehrt ihn aber eine andere Geißel der Weltwesen, die Langeweile. Fast die ganze Nacht und einen großen Teil des Tages in gähnender Leerheit hinzubringen, aller Zerstreuung und jeder geistigen Anregung entbehren, wenn nicht etwa mitleidige Katzen mit ihm spielen und sich unterhalten — das ist gewiß kein beneidenswertes Los. So kann man zweifeln, ob ein Pantoffel, trotz seines weichlichen Lebens glücklicher ist, als der strapezierte Stiefel eines Fuhrmanns. Erwäge man noch zuletzt die düstere Aussicht auf das Alter, da der früher bewunderte Pantoffel zum alten Leder geworfen wird, wo er die letzten Lebensjahre gleich einer alten Kokette in schmerzlicher Erinnerung und Sehnsucht nach der schöneren Vergangenheit hintrauert! Kurz, man kommt zu der Einsicht, daß alles auf Erden, sei es Stiefel, Schuh oder Pantoffel, nur zum Leiden erscheint und jämmerlich zu Grunde geht. Vanitas vanitatum et omnia vanitas!

Der Freund. Wahrhaftig! Der große Denker ist noch stets so pessimistisch gesinnt, wie weiland während des Lebens. — Aber welch' ein Lärm!

Ein Geist. Das sind nur subjektive Klagen; wo bleibt die Objektivität! Ich meine —
Ein Anderer. Sie Charlatan —
Ein Dritter. Phantastisches Zeug —
Ein Vierter. Windbeutel — Schwachkopf —
Ein Fünfter. Grobian —
Der Freund. Was soll das Geschimpfe bedeuten?
Der Spiritist. Die Philosophen disputieren mit einander und keiner will mehr den andern zu Worte kommen lassen.
Der Freund. Stören wir sie ja nicht in ihren tiefsinnigen Spekulationen und wenden wir uns an die Dichter, die sich wohl besser mit einander vertragen!
Der Spiritist. Eine sanfte Musik verkündet mir ihr Nahen. Was sehe ich? Es ist der Sängerpatriarch Homer.
Pseudo-Homer. (Eine Geisterstimme.)

Aphrodite, sie hat sich vom Fuß die Sandalen gezogen,
Und vor das Bett sie gestellt, die zarten, auf zierlichen Teppich;
Selbst schon schläft sie und ruht im herzerquickenden Schlummer,
Aber es nahen indes der Hülle des göttlichen Fußes
Frevelnden Mutes drei junge verwegene Katzen; es leuchtet
Reiner als Silber ihr Fell, doch Dunkeles sinnt ihr Gemüte.
Wahrlich! sie packen und haschen und zausen die teuren Sandalen,
Ziehen mit spitziger Kralle die Fäden aus ihrem Gewebe;
Eine sogar steckt schnüffelnd den Kopf in das herrliche Schuhwerk.
Thörichte, sterbliche Wesen, o fürchtet die Rache der Göttin,

Die euch der Dichter verkündet, der schicksalskundige Seher!
Wenn die Göttin erwacht aus herzerquickendem Schlummer,
Sieht sie mit grollendem Zorn, wie arg ihr zerzaust die Sandalen,
Und dann eilt sie zum Sohn auf Pathos waldige Höhen;
Schmeichelnd spricht sie zu ihm: O gieb mir Bogen und Pfeile,
Daß ich die Herzen verwunde der drei verwegenen Katzen!
Treffe der Pfeil die frechen, daß toll vor glühender Liebe
Sie mit Jammergestöhn die Zimmer des Hauses erfüllen!
Dann wohl erwacht der Herr des Hauses und greift zur Karbatsche,
Eilt und erwischt die schreiende Schar auf luftiger Zinne,
Und mit wuchtiger Hand wird ihnen das Fell er zergerben,
Daß sie heulend entfliehn und jammern mit kläglicher Stimme:
„Traun! wir erkennen die Schuld; wir verdienen die Strafe der Göttin,
Deren anmutige Schuhe wir frech zerzausten und -kratzten.
Rasendes Lieben erregte sie uns in den Herzen und fügte
Ach! Zu den Wunden der Liebe die ledernen Hiebe der Peitsche,
Da wohl den Herrn des Hauses sie weckte zu unserem Jammer.
Mildere, Göttin, den Zorn! Verzeihe den Frevel! daß dankbar
Dir, wie der hehren Selene, manch' nächtliches Ständchen wir bringen,
Und in lieblichen Hymnen Dein Lob, Unsterbliche, singen."

Der Spiritist. Nach dem Epiker kommt der Tragiker wie dies ja historisch gerechtfertigt ist.

Pseudo-Euripides. (Eine Geisterstimme.)
Viel Arges wohl gebar der Erde dunkler Schoß,
Doch nichts so arges als das weibliche Geschlecht,
Gefährlicher dem Mann, als Gift, Gewalt und List.
Sieh'! Held Herakles, der den Cerberus bezwang,
Den kühnen Löwen schlug, die Hydra überwand,
Er unterlag der Weiber tückevoller Macht;
So spann er denn für Omphale in niederem Dienst
Und küßte den Pantoffel, wie gar mancher Mann.
Dies sinnend, trat ich einst in meiner Frau Gemach;
Drei Kätzlein spielten dort mit ihrem Morgenschuh.
„Du glücklich Kleeblatt, spielst mit dem Pantoffel froh,
Ach! unter dem ich seufze, ein gequälter Mann."
So rief ich — nein ich dachte dies nur still für mich;
Denn lauernd an des Zimmers Thüre stand die Frau.
Unnützen Streit zu meiden ist des Klugen Art;
Er schiebt des Schweigens Riegel den Gedanken vor.

Der Spiritist. Euripides hat seinem bekannten Weiberhaß noch nicht entsagt.

Der Freund. Jedenfalls bewährt er noch immer die ergreifende Macht der Tragik.

Der Spiritist. Schweige! Wir werden noch mehr hören. Da spricht zu mir der gewaltige Shakespeare.

Pseudo-Shakespeare. (Eine Geisterstimme.)
Ein Frauenschuh, so schön wie Morgenröte!
An eines Kindes Lächeln mahnt sein Anblick;
Und dort die Kätzchen, weiß und rein wie Unschuld,
Sie kosen mit dem lächelnden Pantoffel —
Doch könnt' ich Dinge auch von ihm erzählen,
Die jedes Haar des Hauptes steigen machten,
Gleich eines Igels stachligem Gelocke.
Des Kindes Lächeln ist nur Trug und Schimmer,
Mit dem die Schlange deckt die gift'ge Tücke!
Solch ein Pantoffel schmückte einst den Fuß
Kleopatras und konnte arg bethören

Den römischen Mars, Antonius, den Helden,
Daß er als Sklave ihren Launen diente,
Bis sich mit Strömen Bluts der Erdball füllte,
Und wilde Flammen gleich der Hölle rasten! —
Was prahlst du stolz, o stahlbeschlagener Stiefel
Des ruhmgekrönten Kriegers?! Kann ein leichter
Und schwächlicher Pantoffel dich besiegen:
Ihm muß der Held, ihm muß die Welt erliegen.

Der Freund. Haben wir den Schwan von Avon vernommen, wäre es wohl auch möglich, von dem Phönix Castiliens, dem berühmten Calderon, etwas zu hören.

Der Spiritist. Schon beginnt er zu phantasieren —

Pseudo-Calderon. (Eine Geisterstimme.)

Fort, ihr Katzen! Truggespenster
In des Felles Schneegewande,
Die ihr wagt mit einem Schatze,
Der nur mir gehört, zu scherzen,
Mit dem herrlichsten Pantoffel,
Den die Sonne je erblickte,
Wenn sie aus des Ostens Fluten
Taucht empor als goldner Schwan,
Bis sie in des Westens Gluten
Stirbt, ein Phönix in den Flammen.
O Pantoffel! Zier der Herrin,
Darf die Lippe, fromm als Pilger
Dich, Reliquie, berühren?
Doch was seh' ich! Was erblick' ich?
In des Wunderschatzes Tiefe
Wagt ein freches Tier zu tauchen,
Steckt den Kopf in des Pantoffels
Tiefverborgenes Geheimnis!
Forscht wohl in der leeren Schale
Nach dem Kleinod, das sie hegte;
Ist die Hülle ihres Fußes
Muschel ja der reinsten Perle!

Oder soll ich sie vergleichen
Einer Knospe, draus ihr Fuß
Als Jasmin sich hold entfaltet?
Sei Jasmin du oder Perle,
Fuß, ich folge deinen Spuren,
Und gar leicht sind sie zu finden;
Denn wo immer du gewandelt,
Glänzen, hell wie lichte Perlen
Oder wie Jasmin die Auen.

Der Spiritist. Verklungen sind des Südens holde Laute, die uns an die Ufer des Manzanares versetzten. Jetzt umweht mich wieder heimische Luft und Eichenrauschen. Ist dies nicht der Apollo von Weimar?

Pseudo-Goethe. (Eine Geisterstimme.)
Trat in der Geliebten Zimmer;
Wohnlich traulich sind die Räume,
Doch ich traf dort nicht die Holde,
Nur die Hülle ihres Füßleins,
Ein Pantöffelchen, ein zartes,
Das sich stets beseligt fühlte,
Durfte es bescheidnen Sinnes
Um den schönen Fuß sich schmiegen.
Einsam ist es jetzt und wartet,
Bis sie wiederkehrt, die Herrin.
Wenn zurück vom Feld sie kehret,
Darf das gute wieder schmücken
Ihr das Füßlein. Sieh'! indessen
Spielen scherzend einige Kätzchen,
Blendend weiße, neck'sche Geister,
Mit dem niedlichsten Gebilde.
Ihr Beglückten, dacht' ich sinnend,
Dürft in losem Leichtsinn scherzen
Mit dem wundervollen Schühlein,
Unter dem der Mann, der starke,
Bange oft und zagend steht.

Der Freund. Zart und sinnig! Das Gedicht könnte wohl von Goethe herrühren.

Der Spiritist. Überlassen wir dies den Kritikern zur Untersuchung und hören wir weiter!

Eine Stimme. Laßt mich zuerst sprechen!

Zweite Stimme. Ich beginne —

Dritte Stimme. Nicht länger kann ich schweigen.

Vierte Stimme. Still! Sonst sollt Ihr den Hufschlag meines Pegasus empfinden —

Fünfte Stimme. Was? Wir singen wie uns der Schnabel gewachsen ist.

Sechste Stimme. Singe, wem Gesang gegeben!

Der Freund. Welche verworrene Rufe!

Der Spiritist. Schrecklich!

Der Freund. Was entsetzt Dich?

Der Spiritist. Es drängen sich die Geister von einigen hundert Dichtern herbei, und jeder will sich manifestieren und ein Gedicht vortragen.

Der Freund. Ich habe genug für meinen Zweck gehört — ich lasse den Herren Poeten für ihre bereitwillige Güte danken —

Der Spiritist. Da hilft keine Einrede — nur die Flucht kann uns retten.

Eine Stimme. Hört nur noch ein Dutzend Gedichte —

Eine andere Stimme. Wir losen, wer zuerst an die Reihe komme.

Ein dritte Stimme. Nicht das Los, das Genie entscheide —

Der Freund. Laßt uns fliehen!

Der Spiritist. Fort! Fort! Es braust um uns wie ein Wolkenbruch.

(Der Spiritist und sein Freund gehen eiligst ab, während der Schatten eines unbekannten Dichters erscheint.)

Der Schatten. Haltet! Barbaren! Kommt zurück! Ihr flieht und wollt mich nicht anhören? Glaubt Ihr

denn, ich soll mein Gedicht bei mir behalten und daran zerplatzen? Nein, wollt Ihr mir nicht Gehör schenken, so sollen die Wände mich vernehmen; denn man sagt ja, auch die Wände haben Ohren. Und können sie mich nicht loben, so werden sie mich wenigstens auch nicht tadeln!

„Treulos hat dich, Hauspantoffel,
Eine Maid vom Fuß geschleudert;
Und nun liegst du auf dem Boden
Als ein Spielzeug für die Katzen.
Ja! Die Schöne hat gewechselt
Dich mit schönen Stiefeletten,
Die nun stolz den Fuß umfangen,
Der so lang nur dir gehörte;
Doch verlassener Pantoffel,
Hoffe du, verzweifle nicht!
Bald wohl fühlt die stolze Herrin,
Wie der zarte Fuß sie drückt
In den engen Stiefeletten:
Und dann kehrt beschämt sie wieder
Heim zu dir, o Hauspantoffel.“

Nun frage ich, ob meine Verse nicht eben so gut sind als die poetischen Versuche meiner vielgepriesenen Kollegen Goethe, Shakespeare, Calderon und Konsorten?

Die Philosophen.

Personen: Heraklit, Demokrit, Pyrrhon, Philosophen. Chrysothemis. Argenis. — Ort: Gegend bei Korinth.

Ein Wald am Meeresgestade.

Demokrit. Hier in dem schattigen Hain am Meeresgestade laßt uns verweilen, um fern von dem Geräusche der Stadt der philosophischen Betrachtung zu leben! Hier können wir die Weisheit der Götter und die Herrlichkeit der Welt ergründen.

Heraklit. Die Herrlichkeit der Welt? — Ich möchte vielmehr sagen: das Elend der Welt. Denn all diese glänzende Pracht der Natur gleicht nur dem Prunkgewand, in das sich ein Kranker und Leidender hüllt. Not und Schmerz sind der Kern der Welt, mag uns die Schale noch so sehr blenden.

Pyrrhon. Ehe Ihr, Freunde, über das Wesen der Welt streitet, bedenkt, ob sie überhaupt existiert oder nur eine Täuschung der Sinne ist! Das Dasein der Welt läßt sich überhaupt nicht beweisen. Wir sagen daher am besten: es scheint, daß eine Welt existiert; es scheint, daß wir hier weilen, es scheint —

Argenis (hinter der Scene). Hilfe, Hilfe, ihr Götter!

Pyrrhon. Doch hört — es klagt jemand; ohne Zweifel ein Unglücklicher —

Heraklit. Nach Euren Grundsätzen, Pyrrhon, seid Ihr sehr kühn in Euren Behauptungen. Ihr würdet besser sagen: es scheint, daß jemand klagt.

Pyrrhon. Ganz richtig! So sage ich denn: es scheint,

daß jemand Hilfe begehrt; es scheint sogar, daß der Unglückliche hierher kommt, ja schon hier ist.

(Argenis tritt eiligst auf.)

Argenis. Gut, daß ich Euch treffe, edle Männer Korinths! Helft mir — steht mir bei!

Heraklit. Welch' Unheil hat Euch getroffen?

Argenis. Mein Bestes ist mir geraubt —

Demokrit. Wie meint Ihr das?

Argenis. Sie haben mir mein Gut, mein alles geraubt.

Demokrit. Wenigstens das Leben ist Euch geblieben!

Argenis. Was ist das Leben ohne sie — ohne meine Geliebte —

Heraklit. Wer wagte es, Euch die schöne Chrysothemis zu rauben?

Argenis. Seeräuber haben sie entführt und werden sie nun hier in der Nähe nach ihren Schiffen schleppen. Ich flehe Euch an — kommt mit mir! Wir wollen sie den Barbaren entreißen.

Heraklit. Demokrit, da habt Ihr ein Beispiel für die weise Leitung der Welt! Es freut sich ein glückliches Liebespaar seines Glückes. Plötzlich nahen rohe Räuber und zerstören frech und gefühllos ihre Hoffnungen und ihre Freude.

Argenis. Möge der Blitzstrahl Jupiters die Frevler zermalmen!

Demokrit. Heraklit, beurteilen wir nicht wie das gewöhnliche Volk solch eine Begebenheit! Die Verbindung dieser jungen Leute hätte ihnen sicher nur Unheil gebracht. Nun kam ein Zwischenfall und trennt sie jedenfalls zu ihrem Glück. Für beide wird das Ereignis eine Wohlthat für die Zukunft sein.

Pyrrhon. Vor allen Dingen, Argenis, sagt uns, ob auch alles so geschehen ist, wie Ihr uns gemeldet!

Argenis. Kein Zweifel. Und kann ich nicht den Strolchen die Beute entreißen, so bleibt mir keine Hoffnung, kein Trost mehr. Mein Glück ist dahin.

Demokrit. Das Glück des Menschen ist die Erkenntnis, daß alles, was geschieht, seine guten Gründe und ein gutes Ende hat. Was die Menschen für ein Unglück halten, ist sicher ein verkapptes Glück.

Argenis. Ich sterbe, wenn ich meine Geliebte verliere! Sie ist mein Glück; ein anderes begehre ich nicht.

Heraklit. Junger Freund, begehrt auf Erden überhaupt kein Glück. Das Glück ist eine Täuschung in dem allgemeinen Jammer des Lebens. Es vergeht wie ein Meteor, der schnell verschwindet und uns bald noch mehr die Finsternis empfinden läßt. Seid Ihr dann einmal von der Notwendigkeit des Elends überzeugt, so werdet Ihr allem entsagen. Die Entsagung ist das wahre Glück.

Argenis. Weil Ihr mir Hilfe versagt, redet Ihr mir von Entsagung. O ihr kalten Herzen —

Chrysothemis (hinter der Scene). Dank Euch, ihr Götter!

Argenis. Welche Stimme! — Was sehe ich? Chrysothemis — ja sie ist's — sie naht sich — ist es ein Traum oder Wahrheit?

Pyrrhon. Da thut Ihr recht daran, Euch von einem bestimmten Urteil zu enthalten; denn sehr schwer läßt sich entscheiden, was Wahrheit, was Traum ist — Alles ist ungewiß.

(Chrysothemis tritt auf.)

Chrysothemis. Mein Geliebter — so bin ich denn gerettet!

Argenis. In meinen Armen halte ich Dich wieder, mein Leben.

Chrysothemis. Welch ein froher Augenblick nach bitterer Qual!

Demokrit. Seht, Heraklit, wie alle Qual mit Lust endet! Ohne die That der Räuber hätte dies Liebespaar nicht den seligen Augenblick des Wiedersehens erlebt. O weise Fügung des Schicksals!

Heraklit. Ganz gut; aber was die Zukunft bringen mag, das überlegt Ihr nicht. Vielleicht verwünschen sie gar bald dieses Wiedersehen —

Demokrit. Ihr seht schwarz in die Zukunft, um Eurer Theorie nicht untreu zu werden. Doch lassen wir den Streit. — Sagt uns, edle Chrysothemis, wie Ihr gerettet wurdet.

Chrysothemis. Ich verdanke meine Rettung einigen tapferen Bauern. — Als sie sahen, wie mich die Räuber zu ihren Schiffen schleppten, überfielen sie mutig die Fremdlinge, schlugen sie in die Flucht nnd verfolgten sie. Indessen entfloh ich und kam hierher.

Argenis. Dank den wackeren Landleuten, doch auch Dank diesen weisen Männern hier, die mich unterdessen mit ihrer Weisheit und ihrem Trost erfreuten.

Chrysothemis. Sehr freundlich — denn sie bedürfen doch gewiß selbst des Trostes?

Heraklit. Wieso?

Demokrit. Warum?

Chrysothemis. Habt Ihr nicht vernommen, was in der Stadt geschehen? Euch, Demokrit, haben Böswillige das Haus angezündet, und es ging in Flammen auf.

Demokrit. Wehe mir! Mein Hab und Gut — alles verbrannt — O Unheil und Tücke des Schicksals —

Argenis. Bedenkt doch, daß alles zu einem guten Zweck geschieht, und was Euch ein Unglück erscheint, ein verkapptes Glück ist.

Demokrit. Ihr spottet meiner!

Heraklit. Nun werdet Ihr, Demokrit, doch bald meiner Ansicht sein, daß kein Glück in dem Leben zu finden, und die Herrlichkeit der Welt wird Euch nicht mehr

so glänzend erscheinen. Die Erkenntnis der Wahrheit vermag Euch allen Verlust zu ersetzen!

Demokrit. Ich eile fort — vielleicht ist noch etwas von meinem Eigentum zu retten — o unheilvoller Tag!

(Demokrit eilt ab.)

Heraklit. Nur wer stets Schlimmes erwartet, wird sich die Ruhe des Gemütes bewahren. Mein Freund Demokrit hat nie meinen Worten geglaubt und lebte im Wahn, daß die Welt zu unserm Besten eingerichtet sei.

Chrysothemis. Gut, daß Ihr solche Grundsätze habt; denn Euch ist noch viel Ärgeres geschehen.

Heraklit. Mir?

Chrysothemis. Euer Sklave ist mit Eurer Frau entflohen und sie haben alles Geld und Gut mit sich genommen.

Heraklit. Die Niederträchtige — der Schurke — so wurde ich hintergangen — betrogen — beraubt —

Argenis. Beruhigt Euch und ergebt Euch in das Schicksal — denn das höchste Gut und Glück blieb Euch zurück — die Entsagung auf alles Glück ist das wahre Glück.

Heraklit. Kommt — helft! Man eile den Flüchtigen nach! Die Strafe soll sie furchtbar treffen! Ich will die ganze Stadt zur Hilfe rufen —

Pyrrhon. Wartet! Ich gehe mit Euch. Vor allem aber erwägt, ob alles wirklich geschehen —

Heraklit. Laßt mich — fort!

(Heraklit ab.)

Pyrrhon. Das will ein Philosoph sein und glaubt an jedes Wort, das er hört.

Chrysothemis. Es ist leider nur zu wahr, was ich gesagt.

Pyrrhon. Alles ist ungewiß; weder Sinne, noch Meinungen lehren uns etwas Wahres. Ein Weiser sagt nur: Es ist möglich; doch ich bestimme nichts. Dieser

Zurückhaltung des Urteils folgt die Ruhe der Seele und die Unerschütterlichkeit. Darum zweifeln wahre Denker an allem. Lebt wohl und erwägt dies reiflich, wollt Ihr das wahre Glück erreichen.

(Pyrrhon ab.)

Argenis. Mögen die Denker an allem zweifeln, wir wollen nicht an der Liebe zweifeln. Sie bleibt und besteht, mag alles nur Schein sein und wie ein Traum verschwinden. Glauben wir an die Liebe!

Chrysothemis. So sei es, Argenis! Und nun laßt uns zu den Laren zurückkehren. Dort wollen wir den schützenden Göttern für das unverhoffte Glück opfern und vor allem uns den Männern dankbar erweisen, die mich aus der Gewalt der Räuber befreiten.

Ärgert Euch nicht.

Personen: Der Direktor. Sein Assistent. Ein Fremder. Grämling. Kauz. Redlich. Schönhold. Heiter. Seine Frau. Krankenwärter.

Ort: Ein städtisches Spital.

Ein Vorsaal des Spitals.

(Der Direktor des Spitals, sein Assistent und ein Fremder treten auf.)

Der Fremde. Also hat man hier wirklich ein neues Spital gegründet?

Direktor. Der Hang zum Ärger wurde in unserer Stadt so groß, daß diese Epidemie mehr Leute zu töten drohte, als im letzten Jahre die Blattern dies gethan. Und so hat der wohlweise Magistrat beschlossen, ein Lazareth für alle, die am Ärger leiden, zu errichten

und sie zu heilen. Mich hat man zum Direktor des Krankenhauses ernannt.

Assistent. Seit wir hier ein Arbeitshaus für Müßige und ein Spital für Ärgerliche haben, geht alles vortrefflich in unserm Gemeindewesen.

Direktor. Nur eines will ich erwähnen. Es lebte hier ein Mann, der tagelang weder aß, noch trank, sondern in einem fort schimpfte. So oft er jemand mit einer neuen Kette oder einem neuen Kleide sah, fuhr er ihn an: „Wer gab dir das, Mann? Woher hast du es? Wo nahmst du das Geld dazu? Du bist nicht so vermögend, wie ich, und obwohl ich mehr besitze als du, kann ich meiner Frau kaum einige Seidenbänder kaufen." Darüber dachte er nun nach und wurde Feuer und Flamme. Doch wir wollen hier warten und die Kranken, die kommen, beobachten!

(Grämling tritt auf.)

Direktor. Herr Grämling, laßt mich Euern Puls fühlen! — Nun, ich finde, daß Ihr gar nicht krank seid.

Grämling. Nicht krank? Mein Herz in der Brust brennt und flammt wie ein glühendes Eisen.

Direktor. Was ist daran schuld?

Grämling. Einzig der Anblick eines Mannes — ich verabscheue ihn so sehr, daß, wenn er mir einmal auf der Straße begegnet, ich sogleich nach Hause gehe und mich in meinem Zimmer einschließe, da ich ein Unglück befürchte.

Direktor. Ihr habt recht! Es giebt Gesichter, die uns Unheil verkünden.

Grämling. Sollte ich nicht Gift und Galle speien, da dieser Mann den Stock in der linken Hand trägt, mit der linken Hand schreibt —

Direktor. Was kann es Euch kümmern, ob ein anderer linkshändig ist?

Grämling. Sollte ich ruhig bleiben, da der Mann eines der besten Stadtämter erhalten hat?

Direktor. Jetzt verstehe ich Euch, Ihr habt wohl das nämliche Amt begehrt?

Grämling. Das fiel mir nicht ein. Ich ärgere mich nur, daß dieser linkshändige Mensch eine wichtige Stelle bekommen hat. Er wird alles linkisch anfassen.

Direktor. Herr Assistent, laßt den Kranken abführen und andere Patienten kommen!

Assistent. Kommt, wir wollen Euch heilen.

(Wärter treten auf und führen Grämling ab.)

Der Fremde Ist es möglich, daß einer sich über derlei Dinge ereifern kann!

(Kauz tritt auf.)

Kauz. Laßt mich! Ich will nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, so lange ich an die Verse denke —

Direktor. Wie? Ein vernünftiger Mensch sollte Schlaf und Nahrung vergessen?

Kauz. Sollte ich dies nicht, wenn ich an die Verse denke?

„Tief im Schoße des Kyffhäusers
Bei der Ampel rotem Schein,
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, gold'ner Bart —"

Direktor. Was habt Ihr an den Versen auszusetzen?

Kauz. Die Verse sind eine Beleidigung des großen Kaisers. Ein Fürst voll Thatkraft und Ruhm sollte Jahrhunderte lang an einem Tische sitzen und nichts anderes thun, als schlafen und sich den Bart wachsen lassen? So faul und träge sollte er sein, daß er sich nicht einmal den Bart schneiden läßt?

Direktor. Wahrhaftig, eine spaßhafte Tollheit! — Euer Verdruß ist wohl begründet. Über was ärgert Ihr Euch noch?

Kauz. Überhaupt über alle Dichter.

Direktor. Über alle Dichter? Da habt Ihr viel zu thun.

Kauz. Da singt einer:

„Ins Freie ging ich freudiglich,
Und weilt' am Bächlein lange,
Das durch die bunten Blumen schlich,
Als hurt'ge Silberschlange."

Das unschuldige Wässerlein soll eine Schlange sein! Das ist doch eine himmelschreiende Verleumdung —

Direktor. Das sind poetische Bilder —

Kauz. Ein anderer singt:

„Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen."

Wozu braucht denn ein Wind Hosen?

Direktor. Eine Personifikation —

Kauz. Aber wenn ich gar an alles denke, was diese — Poeten ohne Ende von den Herzen behaupten! Bald brennt es ihnen, bald ist es tot, bald dunkel wie die Nacht, bald ist es gebrochen, bald ist es eine Urne ihrer Liebe! Mir scheint's, die Herren sollten sich mehr mit ihrem Kopf als mit ihrem Herzen beschäftigen. Das wäre für sie und uns nützlicher. Wir hörten dann weniger ungereimte Reime —

Direktor. Dichter haben wie Trunkene das Recht, allerhand zu sagen, was den Nüchternen nicht ziemte. Man nennt das poetische Licenzen. —

Kauz. Diese Licenzen gleichen den Lügen wie ein Ei dem andern.

Direktor. Wie höchst nötig ist es, diesen Mann zu kurieren! Wir wollen ihn den Dichtern zur Heilung übergeben.

Kauz Um Himmels willen nicht! Übergebt mich nicht meinen Todfeinden!

Direktor. Holla, Wärter! Nehmt den Kranken und verwahrt ihn, denn er ist gefährlich erkrankt. Besonders aber sorgt dafür, daß er stets beschäftigt sei!

Kauz. Weshalb? Weshalb?

Direktor. Nach dem Spruche eines Eurer Todfeinde. Er lautet:

„Wie selten eine Mücke sticht
Die Hand, die sich bewegt,
Quält Unmut auch und Ärger nicht
Den, der sich thätig regt.“

(Wärter führen Kauz ab.)

Der Fremde. Welch ein seltsamer Ärger den Armen peinigt!

Assistent. Da kommt ein anderer, der nicht weniger erbittert aussieht.

(Redlich tritt auf.)

Redlich. Was? Dem Schurken soll alles glücken! Das tötet mich. —

Direktor. Was habt Ihr, Freund?

Assistent. Das ist ein Rasender. Er sieht, daß seinem Nachbar alles, was er unternimmt, gut von statten geht. Das bringt ihn zur Verzweiflung.

Direktor. Ein schlimmer Fall — mehr Neid als Ärger.

Redlich. Neid, Herr Direktor? Der Mensch ist geizig und niederträchtig; ihm sollte billigerweise nichts gelingen.

Direktor. Der Unglückliche hat recht, so sollte es sein. Wenn einer einen Grund hat sich zu ärgern, so ist es dieser Mann. Darum sei es ihm erlaubt, sich drei Tage in der Woche nach Herzenslust zu ärgern.

Redlich. Nur drei Tage? Ich würde mich zu Tod ärgern, wenn ich mich nicht mehr ärgern dürfte.

Direktor. So geht denn und ärgert Euch so viel Ihr wollt!

Redlich. Tausend Dank für Eure gütige Entscheidung!

(Er geht ab. Schönhold tritt auf.)

Schönhold. Eine Frau von solch einem schlechten Geschmack und doch so schön, daß man sie lieben muß!

Assistent. Der Mann ärgert sich, daß eine hübsche Frau dieser Stadt sich in einen kahlköpfigen Herrn mit einer Brille verliebt hat.

Direktor (zu Schönhold.) Das thut Ihr? Was geht es denn Euch an, daß andre einen schlechten Geschmack haben?

Schönhold. Ich wollte lieber, sie hätte sich in einen Kobold verliebt.

Direktor. Was tobt Ihr so unvernünftig!

Schönhold. Unvernünftig? Wenn die Frau den Mann ansieht, muß sie ja glauben, eine kahlköpfige Brillenschlange vor sich zu haben.

Direktor. Das ist Euer Leiden — he, Wärter, fort mit dem Patienten!

Schönhold. Warum! Warum?

(Wärter gehen mit Schönhold ab.)

Direktor. Die Ärgerlichen mehren sich. Wenn nicht Abhilfe geschafft wird, so werden sie in wenigen Tagen so zahlreich sein, daß eine neue Welt entdeckt werden muß, damit man sie dort unterbringen kann.

Assistent. Wir haben hier einen Sonderling, der sich über die große Nase eines Bürgers ärgert.

Der Fremde. Kann es ihm nicht gleichgiltig sein, ob seine Mitbürger große oder kleine Nasen haben?

Assistent. Er behauptet, daß der Mann mit der großen Nase den Verkehr in den Straßen hindere und die Leute zwinge, ihm zwanzig Schritte aus dem Wege zu gehen.

Der Fremde. Das ist wenigstens ein Ärger mit Humor.

Assistent. Da giebt es Frauen, die sich ärgern, daß die Hühner ihrer Nachbarinnen größere Eier legen als ihre.

Der Fremde. Sonderbare Grillen!

Assistent. Da ist ein unzufriedenes Ehepaar. Der Mann ist verdrießlich, weil seine Frau schwarze Augen hat, und die Frau, weil der Mund des Mannes die normale Breite überschreitet.

Direktor. Komische Leute! — sie mögen kommen! Ich will sie sehen.

(Heiter und seine Frau treten auf.)

Frau Heiter. Schweige! Es wäre besser, Du würdest Dich über Deinen großen Mund aufhalten als über meine dunklen Augen.

Direktor. Seid Ihr denn unzufrieden, daß Eure Frau keine hellen Augen hat?

Heiter. Ja, denn mir graut vor den dunklen Augen, die mich an die schwarze Nacht erinnern.

Direktor. Wenn Gott sie ihr gegeben, was läßt sich da wohl machen?

Heiter. Sie kann sich die Augen hell färben lassen, wie ihre Haare. Was meinen Mund betrifft, so ist er so groß geworden, weil ich mit meiner Frau so viel zu sprechen habe.

Der Fremde. Ist das die Frau des Mannes?

Assistent. Hört Ihr es nicht?

Der Fremde. Himmel! Himmel!

Direktor. Was klagt Ihr?

Der Fremde. Ein so hübsches Weib, verheiratet an einen häßlichen Mann, der nicht besser aussieht als ein Nußknacker!

Direktor. Darüber erzürnt Ihr Euch?

Der Fremde. Sollte ich es nicht? Der Engel hätte etwas Besseres verdient.

Direktor. Unser Gast wird toll — Wärter, hier ist ein Kranker!

Der Fremde. Ich wäre krank?

(Der Fremde wird von Wärtern fortgeführt.)

Direktor. Herr Assistent, habt Ihr je gesehen, daß ein Mann von gesundem Verstand auf solche Weise faselte?

Assistent. Und das schmerzt Euch?

Direktor. Sollte es mir nicht wehe thun, daß einer, den ich für klug und einsichtsvoll gehalten, den Verstand verliert?

Assistent. Ihr ärgert Euch. — Wärter, ergreift den Herrn Direktor —

Direktor. Mich, Herr Assistent? Ihr untersteht Euch —

Assistent. Ihr seid krank wie die andern.

(Der Direktor wird weggeführt.)

Frau Heiter. Herr Assistent, ich wundere mich sehr, daß Ihr den Herrn Direktor so hart behandelt.

Assistent. Ärgert Ihr Euch?

Frau Heiter. Sollte ich mich nicht ärgern? Ihr seid ihm Ehrfurcht schuldig und verfahrt gegen ihn ohne alle Rücksicht. Ihr hättet Euern Vorgesetzten achten sollen —

Assistent. Hört, Hört! Die Frau ist entrüstet. Führt sie in ein Krankenzimmer!

Frau Heiter. Mich? — Erwägt wohl!

(Frau Heiter wird abgeführt.)

Assistent (zu Heiter). Ist das wirklich Eure Frau?

Heiter. Ob sie meine Frau sei? Warum fragt Ihr das?

Assistent. Ich frage Euch dies, weil Ihr die Frau fortführen ließt und ganz ruhig und phlegmatisch zusaht ohne Euch zu rühren.

Heiter. Sollte ich nicht ruhig bleiben?

Assistent. Ruhig? Alle Wetter! Ich verliere die Geduld. Ein Ehemann kann bei dem Mißgeschick seiner Frau unempfindlich bleiben!

Heiter. Der Herr ärgert sich. — Ihr sollt dies Spital nicht verlassen, ehe Ihr geheilt seid. He, Wärter, thut Eure Pflicht!

(Der Assistent wird abgeführt.)

Heiter (zu den Zuschauern). Nehmt alle ein Beispiel an mir! Keiner ärgere sich über das, was andere thun! Das Leben ist ein Schauspiel. Laßt jeden seine Rolle spielen, mag sie Euch gefallen oder nicht! Ist es nicht eine Tollheit, sich über die Gebrechen anderer zu ereifern und die gute Laune und den Appetit zu verlieren? Und wenn wir es recht bedenken, ist an unserm Ärger wohl mehr ein Mangel unserer Einsicht schuld, als fremde Mängel; darum ärgert man sich am Ende, daß man sich geärgert hat, und wir strafen uns selbst. Erwägt dies und ärgert Euch nie! Sollte sich aber gar einer über unsere Scherze ärgern, so gehört er vor allen in das Spital der Ärgerlichen, wo er bleiben mag, bis er auf bessere Gedanken kommt.

Die tolle Welt.

Personen: Eine Mutter. Ihre Tochter. Eine Witwe. Ein Hauptmann. Ein Offizier. Ein Advokat. Ein Modenhändler. Ein Damenschneider. Ein Möbelfabrikant. Ein Zuckerbäcker. Ein Friseur. Ein Musiklehrer. Frauen und Männer.

Schauplatz: Eine größere Stadt.

Eine Hauptstraße der Stadt.

(Eine Anzahl Männer flüchtet sich vor Frauen, die sie verfolgen.)

Frauen. Warum fliehet Ihr die Frauen?
Männer. Um weniger Sorgen zu haben.
Frauen. Was wollt Ihr ohne uns machen?
Männer. Unser Glück und ein Vermögen.

(Frauen und Männer gehen ab. Eine ältere Mutter mit ihrer jungen Tochter treten auf.)

Mutter. Warum ist die ganze Stadt in Aufregung?

Tochter. Da alles voll Schrecken durcheinander rennt, so denke ich, daß irgend ein Unglück geschehen.

Mutter. Vielleicht ist ein Haus in Brand geraten.

Frauen (hinter der Scene). Sie gehen auf den Hauptplatz. — Verfolgt sie!

Männer (hinter der Scene). Sie kommen — sie kommen. Laßt uns fliehen!

Mutter. Wir wollen irgend jemand fragen, was der große Lärm bedeutet.

Tochter. Hier kommen zwei Herren. Ihr könnt sie ansprechen, da Euer Alter Euch erlaubt, ohne Verletzung des Anstands mit Männern zu reden.

Mutter. Nein, nein; so alt bin ich noch nicht, abgesehen von der Schüchternheit, die mir angeboren ist.

(Ein Hauptmann und ein Offizier treten in Eile auf.)

Offizier. Wohin so schnell, mein Hauptmann?

Hauptmann. Wir wollen die neuesten geographischen und militärwissenschaftlichen Werke kaufen, damit wir unsere Kenntnisse vermehren und einen Teil der Zeit wieder einholen, die wir durch Galanterien verloren haben. Der Himmel hat es gefügt, daß heute alle Männer gescheit erwachten.

Offizier. O du glückseliger Tag! O du Tag des Lichts!

Mutter. Meine Herren! Können sie mir sagen, welch einen seltsamen Lärm man hört?

Hauptmann. Wenn wir Zeit hätten, Madame, würden wir Ihnen gern antworten, aber es paßt uns jetzt nicht, mit Ihnen zu plaudern. Wir haben Wichtiges zu thun.

(Hauptmann und Offizier ab.)

Mutter. Hat man je so hochmütige Menschen gesehen?

Tochter. Mutter, trugen die Herren wirklich zweierlei Tuch?

Mutter. Ein Hauptmann und ein Offizier war's — meine Augen sind noch gut.

Tochter. Ich glaube eher, daß ich träume, als daß Militär sich so betragen kann.

Frauen (hinter der Scene). Wir sind verloren, wenn wir uns nicht hier durchdrängen.

Andere Frauen (hinter der Scene). Nein, dorthin — wir fangen sie.

Männer (hinter der Scene). Da kommt die wilde Jagd. Laßt uns in die Seitengasse entschlüpfen!

Tochter. Mutter, das sind düstere Vorzeichen.

Mutter. Nie in meinem Leben kam mir solch ein Wirrwarr vor.

(Zwei Damen treten auf.)

Erste Dame. Wie freut's mich, Freundin, Dich zu treffen. Weißt Du, was es gegeben hat?

Zweite Dame. Da ich heute früh spazieren ging, habe ich nichts gehört. Warum bist Du nicht auf die Promenade gekommen?

Erste Dame. Mein Galan holte mich nicht ab; der Niederträchtige ließ mich vergeblich warten.

Zweite Dame. Vielleicht hat er sich verschlafen.

Erste Dame. Verschlafen! Ein Mann, der mir den Hof macht! Wer Ruhe und Schlaf liebt, widme sich keinem Beruf, in dem niemand, außer wegen Armut und Eifersucht, in den Ruhestand versetzt wird.

Frauen (hinter der Scene). Dort sind noch andere Frauen.

Eine Frau. Folgt mir nach!

(Eine Schar Frauen tritt auf.)

Eine Frau. Unselige, was bleibt Ihr hier so ruhig?

Mutter. Und Ihr — was seid Ihr so unruhig?

Frau. Wie? Habt Ihr noch nichts von dem furchtbaren Ereignis gehört, mit dem uns das grausame Schicksal zu verderben droht?

Witwe. Wie können Sie verlangen, daß eine Frau von meinem Stand, eine ehrsame Witwe, von weltlichen Händeln wüßte? Allein lebe ich in meiner Kammer;

allein gehe ich aus und allein gehe ich ein. Die Einsamkeit ist meine einzige Freude.

Mutter. Mit mir verhält es sich ebenso. Da ich mit meiner ledigen Tochter zusammen wohne und die Welt so schlecht ist, so bin ich gezwungen, den Umgang mit den Männern zu meiden.

Tochter. Erinnert Ihr Euch, Mutter, von wie vielen tollen Männern wir gestern in dem Buche gelesen haben?

Frau. Jetzt sind sie gescheit geworden; aber dadurch wurden unsere Interessen geschädigt. Einsamkeit, Hunger und Not drohen uns allen.

Witwe. Sagt uns wenigstens den Grund —

Frau. So hört mich an! Heute Morgen, zur Stunde, da ich mir die Haare kämmte, besuchte mich ein Herr, der stets der treuste Spiegel meiner Toilette war. Mein Freund trat bei mir ein, schlecht frisiert, nachlässig gekleidet, mit staubigen Schuhen und unordentlich gebundener Kravatte. Er war kalt wie Eis und blieb lange stumm; endlich rief er in verzweiflungsvollem Tone aus: „Es ist zum toll werden, daß ich gescheit geworden bin!“ Ich frug ihn, seit wann ihn das Mißgeschick getroffen, und er antwortete: „Seit heute. Aus besonderer Gnade erlaubte die Vorsehung, daß an diesem Tage alle Männer gescheit erwachten. Da wir nun erkannten, auf welche Weise wir unsere Zeit und unser Geld verschwendet hatten, so war unser Schrecken so groß, daß wir vor Scham in die Erde kriechen wollten. Aber wir trachten jetzt, uns zu bessern; und so haben wir beschlossen, die Damen zu fliehen, um den ersten Schritt zu unserm Glück zu thun. O Frauen — rief er schließlich aus — wer doch sein ganzes Leben toll sein könnte, um Euch trotz allem nicht zu verlassen!“ Mit dieser Klage schloß er die Erzählung unseres Unheils, die seine Augen mit

Thränen füllte; hierauf ergab er sich in sein Schicksal und entfernte sich mit stoischem Gleichmut. Der Unglückliche war gescheit geworden! Ich blieb wortlos, halb tot zurück und erwägte einige Augenblicke, ob ich nicht in Ohnmacht fallen sollte; doch ich erkannte, es sei in diesem Falle besser, dem Flüchtling nachzueilen. Ich stürzte mich auf die Gasse und fand mich rings von neuen Schrecken umgeben. Da erblickte ich einen Familienvater, der sein Haus reformierte und klugerweise bei sich selbst anfing; dort sah ich einen Ehemann, einen von denen, die zu allem schweigen; der schrie wie ein Papagei. Hier trieb ein Herr seine überflüssigen Lakaien und Zofen auf die Straße und entließ sie; dort schlossen Modenhändler, Damenschneider, Friseure und andere Inhaber nobler Geschäfte ihre Läden, da sie erkannten, ihre Zeit sei vorbei. Hier sah man einen Ökonomen müßige Leute zur Landarbeit anwerben; dort einen Advokaten, der seinen Schreiber fortschickte, da es jetzt mit den Prozessen ein Ende habe. Überall sieht man nur gescheite Männer.

Mutter. Welches Unheil!

Witwe. Ist es auch wirklich wahr?

Frau. Ihr könnt Euch bald mit Euren eignen Augen überzeugen.

Witwe. Wehe mir! Wer wird mich fürderhin in meiner Einsamkeit schützen?

Tochter. Ach! Mutter, wenn wir nicht mehr die Gesellschaften besuchen können!

Mutter. Das wäre noch zu ertragen; aber nicht nur die Lust ging dahin, sondern es kömmt dafür die Last.

Tochter. Glaubt das nicht! Es giebt Männer, die, wenn es auch Jahre lang Verstand regnen würde, nie naß würden.

Frau. Sei dem, wie ihm wolle, ausgemacht ist es, daß

alle gescheit geworden, geschah es nun durch Zauberei oder durch Zufall.

(Ein Bräutigam tritt auf.)

Bräutigam. Ist meine Zukünftige hier?

Mutter. Was ist das für eine Redensart?

Bräutigam. Wir wollen die Worte nicht auf die Goldwage legen! Klar und deutlich: Ist meine Braut hier?

Mutter. Was wollt Ihr?

Bräutigam. Deutsch mit ihr sprechen; denn ich möchte wissén, ob sie sich dazu versteht, wie ich, gescheit zu sein. Wenn nicht, sind wir geschiedene Leute.

Tochter. Was ist Euch durch den Kopf gefahren?

Bräutigam. Hier, mein Fräulein, habe ich eine Liste von Ihren Bestellungen zur Hochzeit erhalten.

(Er nimmt ellenlange Papierstreifen aus der Tasche und liest.)]

Fliederfarbiger Surah, Blondenkleider, Sammetmantille, faltige Berte, Tüll-Chemiset, Creps de China, Plissés, Puffen, Volants, Marabouts, goldbeblumter Tüll, Juponblenden, Moiré-Schleppe, Spitzen-Jabot, Perlenschnüre, seidene Gardinen, Mahagonimöbel, Tabourets, Nippes, Klavier, Musikalbum, Parfümerien, Haarzöpfe, Modejournale, Torten, Konfekt und Konfituren und so fort — und so fort —

Da meine Einnahmen mäßig sind und nichts von alledem, was hier aufgeschrieben ist, nötig oder nützlich ist, verweigere ich jede Zahlung.

Mutter. Wegen einer Kleinigkeit fangt Ihr Streit an?

Bräutigam. Das nennt Ihr eine Kleinigkeit? Mein Vermögen ist nicht groß, und welche Mitgift bringt denn Eure Tochter mit?

Mutter. Schönheit und höhere Töchterschulbildung —

Bräutigam. Das sind Kapitalien, von deren Zinsen keine Familie leben kann.

Tochter. Geht, Grobian, zum Kuckuck!

Mutter. Töchterchen, das heißt einen Korb geben.

Bräutigam. Ich nehme ihn an, denn er ist leichter zu tragen; als eine Schuldenlast.

(Ein Modenhändler und ein Damenschneider treten auf.)

Modenhändler. Einen Dolch für einen Unglücklichen!

Damenschneider. Einen Strick für einen Verzweifelten!

Modenhändler. Wir sind ruiniert!

Damenschneider. Wovon werden wir leben? Alles ist gescheit geworden und will nichts mehr von Modekleidungen wissen.

Modenhändler. Wie viele gehen noch zu Grunde wie wir!

Damenschneider. Seht hier eine Schar von Leidensgenossen!

(Es treten auf: ein Advokat, ein Zuckerbäcker, ein Möbelfabrikant, ein Musiklehrer, ein Friseur, der Hauptmann, der Offizier und andere Männer.)

Advokat. Da die Männer gescheit geworden, haben wir nichts mehr zu thun; denn welcher vernünftige Mensch hütet sich nicht vor Prozessen?

Zuckerbäcker. Wer wird bei mir noch Torten und Gelées bestellen?

Möbelfabrikant. Wer wird meine heiklen Stühlchen von Mahagoni mit Rohrgeflecht kaufen?

Musiklehrer. Wo finde ich noch Väter, die ihren Töchtern Klaviere kaufen?

Friseur. Was fang' ich mit meinem Vorrat von Haartouren an? Ich werde akkordieren müssen.

Alle. Wehe uns, daß uns das neidische Schicksal verfolgt!

Hauptmann. Wie herrlich, daß endlich die Leute gescheit geworden!

Offizier. Das ist die größte Revolution, die man ererlebt hat.

Eine Frau. Wir wollen uns zurückziehen, um über die Mittel zu beraten, die alte Gewalt wieder zu erringen.

Alle Frauen. Laßt uns gehen!

Ein Herr. Haltet! Hört! Da sich die Männer niemals undankbar gegen Euch gezeigt haben, so wollen sie Euch nach ihren Verhältnissen hegen und pflegen, nur mit der Bedingung, daß Ihr Euch auf mäßige Ausgaben beschränkt, mit vernünftigen Vergnügungen vorliebnehmt und Euch den Hausgeschäften widmet. Haben dies nicht auch Eure Großmütter gethan und befanden sich nicht sie und ihre Familie vortrefflich und glücklich? Ihnen genügte eine billige Wohnung, eine einfache Kleidung, der Gesang der Vögel statt Klavier und Oper, und sie lebten in dem Paradiese der Zufriedenheit, das weder Schulden noch Welteitelkeit trübten. Sie brauchten keine Salons, keine Thee-dansants, keine Modejournale, keine Romane, um sich die Zeit zu vertreiben; ihre Unterhaltung war eine moralische Schrift oder das Gesangbuch —

Eine Frau. Kinder, man will uns wieder unterjochen. Das wäre eine unerhörte Reaktion! Halten wir fest an den Errungenschaften der Neuzeit. Die Zeit der Großmütter ist vorbei.

Modenhändler. Ihr habt recht. Und bedenkt, wenn Ihr einen Finger breit nachgebt, gehen die Modenhändler, die Damenschneider, die Friseure, die Klavierfabrikanten zu Grunde!

Der Damenschneider. Unsere Interessen, unsere Existenz legen wir Euch ans Herz.

Eine Frau. Wir sind zu allem entschlossen. Wir wollen schwören, eher zu sterben, als den Fortschritt und die Freiheit preiszugeben.

Ein Herr. Bedenkt doch —

Eine Frau. Hier ist kein Bedenken mehr. Lebt wohl — wir sind für immer geschieden.

Der Friseur. Wehe! wehe! Ihr Männer! Dann wird die Stadt aussterben.

Ein Herr. Vielleicht weiß der Herr Advokat noch ein Auskunftsmittel — einen Ausgleich.

Advokat. Alldieweil und sintemalen die Gewohnheit in vielen Fällen Gesetzeskraft hat, und in Erwägung, daß es eine ungeheuere Gewaltthat wäre, wenn man Leute, die immer gewohnt waren, toll zu sein, zwänge und nötigte, gescheit zu werden und zu sein; ferner in Anbetracht, daß es im Interesse des Gemeinwohls liegt, die Geschäfte, den Handel und Wandel zu unterstützen, und endlich, da die Populationsvermehrung einer Stadt auch keine Kleinigkeit ist, so haben wir nach reiflicher Erwägung für gut befunden, daß der status quo ante wieder hergestellt werde und alle ohne Ausnahme wieder toll werden und bleiben sollen.

Modenhändler. Vortrefflich! Gescheit zu sein ist nur für kurze Zeit gut.

Ein Herr. Werfen wir den Verstand weg! Er ist ein verstockter Feind unserer Vergnügen.

Die Männer. Fort mit dem Verstand.

Witwe. Glücklich, wer keinen fortzuwerfen hat!

Braut (zum Bräutigam). Nun, wie steht es mit uns?

Bräutigam. Wir wollen es toller treiben als vorher. Ich habe beschlossen, wenn ich heirate, so viel zu verthun, daß ich nie mehr aus den Schulden herauskomme.

Mutter. Jetzt paßt Ihr zu meinem Schwiegersohn, lieber Hermann.

(Sie umarmt ihn.)

Witwe. Laßt uns mit einem Ball und Festessen den Hader beschließen und den schönen Frieden feiern!

Modenhändler. Empfehle den verehrten Damen zur Balltoilette einen feinen teuren Atlas. Er läßt sich vornehm und hält nicht länger als eine Nacht.

Damenschneider. Ich stelle eine ganze Toilette in einer Stunde her; alles leicht und flott genäht. Als Besatz

wähle ich seidene Spitzen mit goldenem Lorbeerdessin zur Erinnerung an den glorreich überstandenen Kampf.

Zuckerbäcker. Zum Souper liefere ich eine verzuckerte Jubeltorte, so süß, daß sie allen den Magen auf einige Tage verderben soll.

Musiklehrer. Ich werde, werteste Gönnerinnen, einen Friedenswalzer komponieren, den Ihr alle Tage ein dutzend Mal zur Freude der Männer spielen werdet.

Friseur. Ich erfinde eine köstliche Haartour in Form eines Triumphbogens.

Ein Herr. Kommt, wir wollen uns lustig machen!

Bräutigam. Wir wollen die ganze Nacht tanzen und singen.

(Alle außer dem Hauptmann und dem Offizier gehen ab.)

Hauptmann. Freund, was sagt Ihr dazu?

Offizier. Was nützt es, wenn die Menschen einen hellen Augenblick haben, ihn aber nicht zu benutzen verstehen?

Hauptmann. Machen wir es wie die andern! Wer gescheit sein will, wenn alle toll sind, ist am tollsten.

Offizier. Ihr habt recht. Gehen wir ihnen nach und laßt uns singen:

Toll war stets die Welt, ihr Leute,
Gar so manches, manches Jahr;
Toll, Ihr seht's, ist sie noch heute,
Und so bleibt's wohl immerdar!

Das Wunderwasser.

Personen: Diethelm. Lebrecht. Baron Reichbold. Frau Süßlich. Frau Kreßig. Ein Familenvater. Herr Katz. Der Amtmann. Volk und Polizeidiener. — Ort: Stadt Schilda.

Eine Straße in der Stadt.

(Diethelm tritt auf.)

Diethelm. An allen Straßenecken habe ich Zettel angeschlagen. Gebe der Himmel, daß mein Unternehmen gelingt! Wenn ich nur eine Woche Glück habe, bin ich zufrieden. Die Idee ist famos! Wenn die Sache geht, tausche ich mit keinem Erfinder der alten oder der neuen Welt!

(Lebrecht tritt auf.)

Lebrecht. Welcher Hunger kann sich mit meinem Hunger messen? Ich vermag mich sogar, was viel sagen will, nicht einmal in meinem ganzen Leben an einen ähnlichen Hunger zu erinnern.

Diethelm. He, Landsmann!

Lebrecht. Ich kenne Sie nicht.

Diethelm. Sieh mich recht an!

Lebrecht. Diethelm — —

Diethelm. Ja — warum kanntest Du mich nicht?

Lebrecht. Ist's ein Wunder, da Du jetzt in eleganter Kleidung einhergehst und früher in Lumpen stecktest.

Diethelm. Darüber erstaunst Du?

Lebrecht. Sehr stark. — Sage mir, Freund! kennst Du ein Geheimmittel, um plötzlich glücklich zu werden. Ich weiß mehr als Du, hatte mehr Geld als Du, ich hatte bessere Gönner, und heute habe ich nichts zu essen und kein anderes Paar Hosen, als die ich gerade trage.

Diethelm. Ich kenne keine Geheimmittel, habe aber viele Kunstgriffe entdeckt.

Lebrecht. Und welche?

Diethelm. Erstens schmeicheln.

Lebrecht. Das ist niederträchtig.

Diethelm. Lügen.

Lebrecht. Das ist Schlechtigkeit.

Diethelm. Sich nichts aus dem Gerede der Leute machen und alles sagen und thun, was Geld einträgt.

Lebrecht. Alles dies ist vom Bösen.

Diethelm. Ist es wohl vom Guten, vor Hunger zu sterben?

Lebrecht. Ebensowenig.

Diethelm. Von zwei Übeln wählte ich das kleinere.

Lebrecht. Und hast Du etwas gewonnen?

Diethelm. Noch nicht, aber heute hoffe ich reich zu werden.

Lebrecht. Wodurch?

Diethelm. Wirst Du mein Geheimnis bewahren?

Lebrecht. Bewahren, wie ich das Geld zu bewahren verspreche, das es einbringt.

Diethelm. Und versprichst Du, mir mit Kopf und Hand beizustehen?

Lebrecht. Ist es etwas, das dem Nächsten schaden kann?

Diethelm. Nichts dergleichen.

Lebrecht. Ist es etwas, das gegen die Gesetze oder die Moral verstößt?

Diethelm. Ebensowenig.

Lebrecht. Und lassen sich dabei einige Thaler verdienen?

Diethelm. Sehr viele Thaler.

Lebrecht. Wohlan denn, so bin ich dabei!

Diethelm. Du weißt, daß es hier, wie überall, Leute giebt, die nach Neuem lüstern sind; unter ihnen giebt es viele, die für etwas Neues selbst ihr Geld opfern.

Lebrecht. Das weiß ich.

Diethelm. Nun gut, ich habe mich entschlossen, auf Kosten dieser Leute gut zu essen und mich einige Tage zu amüsieren.

Lebrecht. Wie denn?

Diethelm. Lies diesen Zettel; und nachher sprechen wir mehr!

Lebrecht (liest). „Monsieur Bertram, der auf seinen weiten Reisen in Indien eine Quelle entdeckt hat, deren Wasser wie der Fluß Lethe den Menschen alles vergessen macht, hat eine Ladung des besagten Wassers nach Europa gebracht, und nachdem er schon die Residenzen der mächtigsten Potentaten besucht und überall mit seinem Wunderwasser Ehre und Ruhm geerntet hat — wofür beglaubigte Zeugnisse beigebracht werden können — ist er eben in der löblichen Stadt Schilda angelangt und in dem Gasthof „zum silbernen Lamm" abgestiegen. Monsieur Bertram ist den ganzen Tag zu sprechen und benachrichtigt das verehrte Publikum, daß er Flaschen des Wunderwassers zu einem billigen Preise abläßt. Sein Wunderwasser ist das einzige bis jetzt entdeckte Mittel, wodurch jeder, der es gebraucht, alles vergißt, was ihm das Herz beunruhigt oder den Schlaf stört." Was ist das für Wasser?

Diethelm. Frisches Brunnenwasser, damit keiner für sein Geld Leibschmerzen bekommt.

Lebrecht. Wer wird es kaufen?

Diethelm. Sehr viele.

Lebrecht. Der Teufel! Das Mittel ist originell.

Diethelm. Das ist es; denn heutzutage verkaufen gar viele solche Universal- und Geheimmittel, vor denen meines den Vorzug hat, daß, wenn es nichts nützt, es wenigstens auch nichts schadet.

Lebrecht. Gut, Bruder! Wenn ich Dir helfe und die Fische anbeißen, willst Du mit mir den Gewinn teilen?

Diethelm. Ja!

Lebrecht. Aber halt! Du sagst, daß Du ein Fremder bist und sprichst doch nur deutsch.

Diethelm. Das macht nichts. Ich sage, daß ich überall, wo ich hinkomme, eine Flasche Wunderwasser trinke, so daß ich mich nur an die Sprache des Landes, wo ich gerade verweile, erinnere.

Lebrecht. Vortrefflich! Wir wollen schauen, was wir für Geschäfte machen.

(Frau Kreßig, Herr Katz und andere Leute lesen die angeschlagenen Zettel.)

Diethelm. Die Leute werden bereits aufmerksam.

Lebrecht. Wie sie den Mund aufsperren.

Herr Katz. Ein vortreffliches Mittel! Wenn es wirkt, ist es nicht zu bezahlen.

Diethelm (zu Lebrecht). Gehen wir ins Gasthaus. Du wirst sehen, wie vortrefflich ich alles arrangiert habe.

(Diethelm und Lebrecht ab.)

Frau Kreßig. Herr Katz, lest Ihr da einen Theaterzettel?

Katz. Nein, Madame; es wird hier ein neuentdecktes Wunderwasser angekündigt, das einem alles, was man will, vergessen macht.

Frau Kreßig. Ich gehe auf der Stelle hin, um einen Eimer zu kaufen; denn ich habe vieles, sehr vieles zu vergessen.

Katz. Ich muß wohl auch ein Fäßchen hinunterschlucken, um die vergangenen Zeiten zu vergessen. Dann aber heißt's: Ein neues Leben!

Frau Kreßig. Nun, ich werde mich auch fast zu Tode trinken müssen, um allerlei zu vergessen.

Katz. Wollen wir ins silberne Lamm gehen?

Frau Kreßig. Jawohl! Es wird sich zeigen, ob etwas Wahres an der Sache ist.

(Alle ab.)

Ein Saal im Gasthause zum silbernen Lamm. Ein Schenktisch mit Flaschen, Krügen und Gläsern.

(Diethelm und Lebrecht gehen auf und ab.)

Diethelm. Wie das Volk sich herbeidrängt!
Lebrecht. Wahrhaftig! Ich erstaune.

(Baron Reichbold tritt auf.)

Reichbold. Wer ist hier der Prinzipal?
Diethelm. Ich!
Reichbold. Wie teuer verkauft Ihr das Wasser?
Diethelm. Nicht teuer, sondern billig — eine Flasche zwei Thaler.
Reichbold. Gebt mir vier Flaschen; denn ich habe eine Menge Dinge zu vergessen. Ich bin jüngst geadelt worden und will sehen, wenn ich von dem Wasser trinke, ob ich die Geschichte meiner Väter vergessen kann.
Diethelm. Was sind diese denn gewesen?
Reichbold. Fuhrleute — die Flaschen her! Wie viel Unangenehmes möchte ich vergessen! Als ich gestern meinem Kutscher den Kopf zurecht setzte, hatte er die unerhörte Frechheit, mir zu sagen, daß sein Vater und der meinige Kameraden und Vettern gewesen.
Diethelm. Hiernach sind nicht Sie es, der trinken muß.
Reichbold. Wer denn?
Diethelm. Wer anders, als der Kutscher?
Lebrecht. Nein, gnädiger Herr; Sie haben davon zu trinken; denn hernach werden Sie vergessen, daß Sie reich und vornehm geworden, und die andern alle werden auch nicht mehr daran denken.
Reichbold. Nehmt das Geld! Noch lieber als das Wasser bezahle ich Euch den guten Rat.

(Reichbold ab.)

Diethelm. Hier kommen zwei Damen.

(Frau Süßlich und Frau Kreßig treten auf.)

Frau Süßlich. Wird wohl der Himmel mir die Gnade gewähren, daß ich in dem Wasser ein Mittel finde, um meinen Mann zu vergessen?

Diethelm. Nun, Madame, ist er gestorben?

Frau Süßlich. Wenn er tot wäre, der gute Süßlich, brauchte ich wohl Euer Wasser, um ihn zu vergessen?

Diethelm. Sie wollen ihn vergessen, da er noch lebt?

Frau Süßlich. So ist es.

Diethelm. Und Sie lieben ihn so sehr?

Frau Süßlich. So sehr, daß ich darüber Ruhe und Leben verliere.

Diethelm. Aus welchem Lande sind Sie denn gebürtig, wo man die Männer so sehr liebt? Hier zu Lande haben die Frauen diesen Fehler nicht.

Frau Süßlich. Dies ist der Grund, weswegen ich meinen Mann vergessen will; denn alle meine Freundinnen machen sich über mich lustig.

Diethelm. Und mit Recht!

Frau Süßlich. Sie sagen, daß ich unvernünftig handle; denn die Männer heutigen Tages seien nicht wert, von hübschen Frauen geliebt zu werden.

Lebrecht. Sie reden die Wahrheit.

Frau Süßlich. Um Himmels willen, gebt mir Wasser!

(Frau Süßlich ab.)

Frau Kreßig. Fertigt mich ab! Fertigt mich ab! Laßt mich nicht länger warten! Ich bin die unglückselige Frau Kreßig. Was ich zu leiden habe! Alles flieht mich; denn man sagt in der ganzen Stadt, daß ich einen großen Fehler habe.

Diethelm. Und welchen Fehler?

Frau Kreßig. Man sagt, ich habe hundert Zungen.

Lebrecht. Das ist freilich keine Kleinigkeit; denn an einer Zunge haben die Frauen schon zu viel.

Frau Kreßig. Sie sagen ferner, daß ich immer lüge.

Ich will mich bis an den Hals hinauf voll des Wassers trinken; denn ich möchte die Reden gerne vergessen.

Diethelm. Können Sie wohl nicht schweigen, ohne Wasser zu trinken?

Frau Kreßig. Wie kann ich schweigen, wenn ich sehe, daß die Männer ehrlos handeln, um zu Ehren zu kommen, und die Frauen um Putz und Vergnügen sich verkaufen? Wie kann ich schweigen, wenn ich ein Fräulein sehe, die die Ehrbare spielt, um einen Mann zu bekommen? Wie kann ich schweigen, wenn meine Nachbarin, die Witwe, behauptet, daß sie erst einige zwanzig Jahre alt sei, während ihr Mann schon mehr als zehn Jahre tot ist? Unmöglich kann ich schweigen, wenn ich nicht alles dies vergessen werde.

Diethelm. Wenn es so sich verhält, müssen Sie eine strenge Wasserkur durchmachen.

(Ein Familienvater tritt auf.)

Familienvater. Geben Sie mir für meine Frau und meine Töchter zwei Flaschen Wasser. Ich will versuchen, ob es sie Putz und Vergnügen vergessen macht; dann brauche ich noch eine Flasche Wasser, um es an meine Gläubiger auszuteilen, damit sie vergessen, wo ich wohne.

(Herr Katz tritt auf.)

Katz. Meine Herren, ist das Wasser ein Mittel, durch dessen Gebrauch ich die Gefälligkeiten vergessen kann, die mir meine Freunde erwiesen haben; denn es berührt mich unangenehm, wenn ich jetzt sie sehe und mit ihnen umgehe, da ich sie nicht mehr brauche.

Diethelm. Nein, mein Herr! Wenn wir unser Wasser an Undankbare abgäben, würde der ganze Quell der Vergessenheit, der ganze Strom Lethe nicht ausreichen.

Katz. Da haben Sie recht. — Noch etwas möchte ich wissen, kann Ihr Wasser die Unwissenheit kurieren?

Diethelm. Ja, mein Herr! Trinken Sie ein halbes Glas. Sie werden gleich merken, wie sich Ihre Kenntnisse mehren.

Katz. Wir wollen es versuchen.

(Er trinkt ein Glas.)

Diethelm. Nun, was fühlen Sie?

Katz. Ich bin schon halb gelehrt.

Diethelm. Trinken Sie mehr, bis Sie ganz gelehrt sind; denn das furchtbarste Wesen in der Schöpfung ist ein Halbgelehrter!

(Es kommen mehr Leute, um das Wasser zu kaufen.)

Einige. Gebt uns unsere Flaschen!

Andere. Wir wollen fort.

Andere. Wir sind früher gekommen.

(Der Amtmann mit Polizeidienern tritt auf.)

Amtmann. Was giebt's hier?

Katz. Ein Wunderwasser wird hier verkauft, das Wasser der Vergessenheit.

Frau Süßlich. Ein Wasser, das uns alles vergessen macht.

Diethelm. Interessieren Sie sich für das Wasser?

Amtmann. Ich bin die Stadtpolizei.

Lebrecht. Da hat der Spaß ein Ende.

Diethelm. Habe ich Dir nicht gesagt, daß nicht alle in der Stadt Dummköpfe sind?

Lebrecht. Wer anders hat mich in die Klemme gebracht als Du?

Amtmann. Fort ins Gefängnis! Wir wollen die Sache untersuchen.

Diethelm. Gnädigster Herr Amtmann, hier geschah durchaus nichts Unrechtes. Unrecht war es nur, daß wir dem Wasser eine Wunderkraft zuschrieben, und ihm einen falschen Namen gaben. Das Wasser ist das beste Brunnenwasser der Stadt. Wir gaben es für Lethewasser aus, um die hiesigen Narren kennen zu lernen.

Die Leute. Das sagt Ihr uns?!

Amtmann. Wenn es nur das ist, stehe ich von einer weiteren Verfolgung ab und, die Angeführten mögen Euch die gebührende Strafe geben.

Einige. Peitscht sie mit Ruten!

Andere. Schneidet ihnen die Ohren ab!

Amtmann. Genug, genug — macht es gnädig, Ihr lieben Leute! Ich glaube, der Schrecken ist für die Männer Strafe genug. Ihr seid ja bei dem Handel nicht leer ausgegangen; denn Ihr habt eine gute Lehre empfangen. Eine gute Lehre ist mehr als Geld wert.

Katz. Der Herr Amtmann hat recht.

Einige. Wir machten nur Spaß und meinten es nicht so ernst.

Frau Kreßig. Schweigen wir alle von der Sache, damit wir nicht in die Zeitung kommen! Was würde man von Schilda sagen!

Die Leute. Wir wollen verzeihen und vergessen —

Katz. Ohne Wasser getrunken zu haben.

Frau Kreßig. Aus Nächstenliebe.

Diethelm. Nun denn, vergessen wir alle das Wasser der Vergessenheit!

Lebrecht. Das wahre Wunderwasser Lethe ist
Die Liebe, die verzeiht und die vergißt —
Dies prägt Euch wie das Wort des Weisen ein:
„Wer will denn leben, kann er nicht vergessen?
Vergessen! ja sich selbst vergessen,
Das ist die Kunst, so soll es sein!“



Übersetzungen.



Lyrische Gedichte.

Ein Sonett.

Von Diego Hurtado de Mendoza.

Du wünschest, Liebchen, ein Sonett. Ich sinne —
Der erste und der zweite Vers gelangen;
Schon schenkt dir, hat der dritte erst verfangen,
Der vierte eine Strophe schuld'ger Minne.

Der fünfte Vers! Der heiße Kampf beginne!
Der sechste folgt ihm — Vorwärts ohne Bangen!
Und bleibe ich beim siebenten nicht hangen,
So dünkt mir, daß ich glücklich noch entrinne.

Zwei Strophen schrieb schon nieder meine Hand.
Erkennst du Holde, wie ich mutig rang?
Doch ist's der Schluß, der jetzt mir Sorge macht.

Wenn dies Sonett nicht glücklich kommt zu stand,
Dann dichte keins ich mehr mein Leben lang —
Gott Lob! ich hab' es fertig schon gebracht!

Klage der Hirtin.

Von Saa de Mirando.

Der schöne Jüngling ruht im Schlafe,
Ein Ritter fein, kein Hirt der Schafe;
Dieweil dem Schlaf er sich ergeben,
Ergab sich ihm mein Sinn und Leben.
Hoch steht die Sonne, und entschwunden
Sind schon dem Tag die frohsten Stunden;
Ich weiß es nicht, wie mir geschehen:
Mir mag es wie dem Tage gehen.

Ich Thörin, daß ich nach ihm schaute,
Ihn sah und mir zu sagen traute:
Wer schlummernd kann ein Herz entzücken,
Was wird ihm, wenn er wacht, nicht glücken?

Wer zwingt mich mächtig, hier zu weilen?
Zu spät ist's, daß ich mich besinne:
Dem Übel wehrt man im Beginne.

Mit Wasser begossen.

Von Cervantes.

Kind, du gossest aus das Wasser;
Riefst nicht, daß es Wasser sei;
Wart'! Dich straft die Polizei!

Wasser hast du ausgegossen
Ganz zur Unzeit, ohne acht;
Hast mich schimpflich naß gemacht,
Mich, der dich ins Herz geschlossen.
Doch es geht, was mich verdrossen,
Unbeachtet nicht vorbei:
Wart'! Dich straft die Polizei!

Beraubt.

Von Cervantes.

Mädchen, das mein Herz mir raubte,
Daß es dein Gefangener bliebe,
Rächen wird mich einst die Liebe.

Deine schelmischen Äugelein,
Da man ihnen es erlaubte,
Brachen in die Brust mir ein;
Diebe müssen sie wohl sein,
Da das Paar mein Herz mir raubte,
Daß es dein Gefangener bliebe.
Rächen wird mich einst die Liebe!

Ketten.

Von Cervantes.

Wohl ihm, der die Ketten
Und Kettchen erfunden;
Wohl ihm, der die Ketten
Der Liebe gewunden!

Wie dem Stahl, dem festen,
Aus dem sie gemacht,
Wohl ihnen, die wahres
Lieben erdacht!

Wie dem Golde, dem edlen,
Das echt wird erfunden,
Wohl ihm, der die Ketten
Der Liebe gewunden!

Wohl ihm, der im Herzen
Die Liebe genährt,
Trotz Kaltsinn und Launen
Als treu sich bewährt!

Er hat den Reichsten
Bald überwunden;
Wohl ihm, der die Ketten
Der Liebe erfunden!

Verschiedene Dauer.

Von Luis de Gongora.

Die Hoffnung bleibt, das Leben muß enteilen;
Das Glück entfliegt, das Unglück wird verweilen.

Das Glück ist jene flücht'ge Blüte,
Die mit dem Morgenrot entsteht;
Doch eh' der Sonne Strahl verglühte,
Am frühen Abend schon vergeht.

Das Unglück ist die starke Eiche
In hoher Berge sichrem Hort;
Ob Jahr um Jahr im Flug entweiche,
Sie grünt und dauert fort und fort.

Als rascher Hirsch enteilt das Leben,
Der blutend vor den Pfeilen flieht;
Die Hoffnung kriecht als Schneck' daneben,
Die ganz gemächlich weiter zieht.

Die Hoffnung bleibt, das Leben muß enteilen;
Das Glück entfliegt, das Unglück wird verweilen.

Ländliches Hochzeitslied.

Von Lope de Vega.

Mögen Glück euch wünschen
Blühende Gefilde,
Quellen auch und Flüsse
Und der Mai, der milde!
Mögen schmucke Erlen
Froh ihr Haupt erheben
Und die Mandelbäume
Frucht und Blüte geben!
Mag mit Tau der Morgen
Hold den Garten schmücken,
Daß die grünen Schwerter
Rings die Lilien zücken!
Mögen jetzt die Herden
Auf die Alpen steigen,
Wo schon duft'ge Kräuter
Statt des Schnee's sich zeigen!
Und dem Paar der Neuvermählten
Möge Gott den Segen geben;
Glück ihm wünschen das Gefilde!
Eins ward heute Beider Leben.

Stolze, wilde Felsen,
Berg, du eisigkalter,
Starke, hohe Tanne,
Eichen, grau vor Alter,
Laßt in klaren Bächen
Frei das Wasser fließen
Und von frost'ger Höhe
Sich ins Thal ergießen!
Mögen Nachtigallen
Süße Lieder singen
Und der Liebe Botschaft,
Grünen Myrten bringen!
Vöglein mögen wieder
Ihrer Kunst vertrauen
Und für ihre Kleinen
Sorgend Nestchen bauen!

Und dem Paar der Neuvermählten
Möge Gott den Segen geben;
Glück ihm wünschen das Gefilde!
Eins ward heute beider Leben.

Vergeltung.

Von Lope de Vega.

Mich stechen die Bienen, o Mütterchen mein,
Was thu ich? Die Schmerzen sind wahrlich nicht klein.
Im Schatten der Pappeln
Im blühenden Thal,
Da stünden zwei Körbe
Voll Bienen zumal;
Und Amor, verwegen
Und lüstern, begehrt
Vom Honig zu kosten,
Als stachelbewehrt
Ein Bienlein ihn sticht.

Er eilt zu der Mutter
Und jammert und spricht:
„Mich stechen die Bienen, o Mütterchen mein,
Was thu ich? Die Schmerzen sind wahrlich nicht klein.
Ach Mutter! Wie, Mutter,
Die Biene mich sticht!
Gar süß ist der Honig,
Doch bleibt er es nicht.
Am Ende wird bitter
Ein süßes Gericht.
Mich stechen die Bienen, o Mütterchen mein,
Was thu ich? Die Schmerzen sind wahrlich nicht klein."
Es lächelte Venus;
Als drauf sie sprach:
„„Du klagst, weil ein Bienlein
So flüchtig dich stach;
Und denkst nicht, o Knabe,
Du Quälgeist der Welt,
Wie vielen dein Pfeilstich
Das Leben vergällt!""
Wer liebt, den belehre zum Heil der Bericht;
Und andre zu quälen, er wage dies nicht!
Denn stets ja wird wieder gestochen, wer sticht!

Furcht und Hoffnung.

Von Lope de Vega.

Glück, das längst entschwunden,
Trauend denk' ich dein;
Denn du magst willkommen
Nur dem Frohen sein.
Da ich fern der Liebsten,
Wirst du mir zur Pein.
Bangen nur und klagen
Kann ich still allein.

Schnell wird man vergessen —
Ach! vergaß sie mein?
Doch nicht alle Weiber,
Denk' ich, sind sich gleich! —

Traun! es gleicht der Liebe
Wohl des Meeres Flut;
Heute fährt man trefflich,
Da es friedlich ruht;
Morgen wogt es stürmisch,
Und der Wellen Wut
Wirbelt durcheinander
Sand und Sternenglut.
Hat mich wohl verraten
Die mir war so gut? —
Doch nicht alle Weiber
Denk' ich, sind sich gleich!

Fern am Hofe glänzen
Männer ohne Zahl,
Wie im Garten Blumen;
Und sie hat die Wahl.
Als ich nah ihr weilte,
Bangte ich zumal;
Da ich fern ihr lebe,
Tötet mich die Qual.
In mein dunkles Leiden
Glänzt kein Hoffnungsstrahl. —
Doch nicht alle Weiber,
Denk' ich, sind sich gleich!

Orangen.

Von Lope de Vega.

Weihnacht ist's, Valencias Mädchen
Wirft nach mir Orangen fein;
Warf sie solche Hand, wie sollten
Süß sie nicht, wie Zucker sein?

Auf dem Weg zum Mummenschanz
Trat ich vor ihr Fensterlein;
Sah' sie, hell wie Morgenschein,
In den Augen Sonnenglanz;
Und sie warf Orangen fein
Freundlich hold nach mir zum Scherz.
Nichts von Liebe weiß ihr Herz;
Alles scheint ihr Spaß zu sein.
Wirft Orangen sie, wie sollten
Süß sie nicht, wie Zucker sein?

In Valencia.

Von Lope de Vega.

O Valencias klare Lüfte,
Sanft erregt ihr Meer und Flut;
Schenkt den Blumen Glanz und Düfte,
Den Orangen süße Glut.

Frühlingsboten, schwebt ihr nieder,
Schallt von neuem Vögelsang;
Liebesglocken, klingt ihr wieder,
Weckt die Liebenden der Klang.

Holde Lüfte, meine Klagen,
Nehmt, o nehmt sie fort!
Mögt sie zu der Liebsten tragen
An den süßsten Ort!

Über den Fluß.

Von Lope de Vega.

Über das Flüßlein
  Wie gern ich setzte,
Wenn es das Schühlein
  Mir nicht benetzte!

Hier ihn zu suchen,
  Den Liebsten mein,
  Komm ich in Schühlein,
  Golden und fein.

Da ich am Ufer
  Drüben ihn sehe,
  Klag' ich voll Wehe.

Über das Flüßlein
  Wie gern ich setzte,
  Wenn es das Schühlein
  Mir nicht benetzte!

Nur nicht schweigen!

Von Lope de Vega.

Alles spricht, was Gott erschaffen;
Rede drum, und schweige nicht!
Funken sprühend spricht das Feuer,
Und indem er rauscht, der Wind;
In dem Echo klagt die Erde,
Und das Wasser braust und quillt.
Schlangen zischen; Löwen brüllen;
Weinend seufzt das Krokodil;
Schafe blöken; Hunde bellen;
Und es brummen Kuh und Stier.
Ratten und Kaninchen pfeifen;
Nachtigall, sie klagt und singt;
Esel schreien, Pferde wiehern,
Daß ein Tauber sie vernimmt.
Schweine grunzen, Hähne krähen;
Papagei und Drossel spricht;
Auch die Instrumente sprechen;
Kennst der Glocken Ruf du nicht?
Und der Wein, er schäumt und sprudelt,
Wenn zu gären er beginnt;
Selbst das Messer bleibt nicht stumm
Auf dem Wetzstein des Barbiers.

Manche der Señoras sprechen
Mehr wohl, als es sich geziemt.
Knarrend ächzt ein Ochsenkarren;
Und die Uhr, sie schlägt und pickt.
Bücher sprechen, und es sprechen
Selbst die Toten. Heißt es nicht:
Dies und das sagt Cicero?
Und der ist doch längst dahin.
Laut im Donner spricht der Himmel;
Jegliches Metall erklingt;
Und wer Gold in Händen hält,
Weiß, wie süß es tönt und mild.
Traun! wer spricht, den höret Gott;
Aber schweigt er stumm und still,
Hört ihn weder Gott noch Welt.
Rede drum, und schweige nicht!

Blumen und Dornen.

Von Lope de Vega.

Nimmer am Johannistage
Pflücke Eisenkraut ich mir:
Denn der Liebste scheidet von hier.
Werde nimmermehr mir pflücken
Eisenkraut voll Liebesglanz,
Noch der Rosen Purpurkranz
Mit dem Schnee der Lilien schmücken.
Ach! versenkt in Trauer ganz
Giebt die Flur nur Dornen mir:
Denn der Liebste scheidet von hier.

Schmerz der Erinnerung.

Von Lope de Vega.

Gedanken, schlummert ein!
Erinnerung, erwache nimmer!

Denn der vergang'nen Tage Schimmer
Verwandelt ihr in Pein.
O Qual, gemahnt zu sein
An schön're Zeit! Ich will vergessen.
Ihr sprecht vom Glück, das ich besessen,
Ihr wähnt zu lindern meines Herzens Wunden,
Und schmerzt wie Klageruf in frohen Stunden.

Zum Trost.

Von Lope de Vega.

Das Meer, es speit wohl heute voller Wut
Empor zu den Gestirnen Schaum und Sand;
Und morgen trägt es zu dem sichern Strand
Das segelfrohe Schiff auf sanfter Flut.

Der Berg, auf dem der Schnee noch heute ruht,
Der dicht verhüllt der Felsen nackte Wand,
Trägt morgen schon ein grünes Prachtgewand,
Das schimmernd schmückt der Hyazinthen Glut.

Dem Wechsel unterthan ist alles Leben,
Und nichts vermag dem Zwang zu widerstreben;
Dies giebt mir Mut zu hoffen und zu leiden.

Wer heute lang vor Todesqualen schauert
Und in der Farbe der Verzweiflung trauert,
Kann morgen in der Hoffnung Glanz sich kleiden.

Schnitterlied.

Von Lope de Vega.

Ei! wie habt ihr das Getreide
  Rasch gemäht und gut!
Daß euch nicht die Sichel schneide,
  Seid auf eurer Hut!

Seht! wie folgt euch die geschwinde
  Böse Zeit, daß gleich Getreide

Eurer Jahre Frucht sie schneide
Und sie dann in Garben binde.

Mähen wollt ihr das Getreide,
Mähen rasch und gut!
Daß euch nicht die Sichel schneide,
Seid auf eurer Hut!

Ein Schäferlied.

Von Tirso de Molina.

Kommt, ihr Hirten! Kommt zum Scheren!
Da Schafe und Hammel es blökend begehren.
Hirten kommt herbei zur Schur!
Es ruft euch, ihr Schäfer, der Meister der Flur.
Wie schert nicht die Liebe
Auf ihrem Gefild!
Sie schert die Verliebten,
Wie Lämmer so mild.
Wie schert nicht die Dame
Den guten Galan!
Denn Haare zu lassen,
Das steht ihm wohl an.
Es schert der Alkalde;
Denn kommt ihm ins Haus
Ein wolliger Sünder,
Geht nackt er hinaus.
Es schert mit der Feder
Der kluge Notar
Und bettet sich trefflich
In anderer Haar.
Man schert polizeilich
Die Leute mit Glück;
Bleibt vielen kein Härlein
Im Beutel zurück.
Man schert auf dem Markte,
Man schert vor Gericht,

Da nie es an Scheren
Und Schafen gebricht.
Kommt ihr Hirten! Kommt zum Scheren!
Da Hammel und Schafe es blökend begehren.
Hirten kommt herbei zur Schur!
Es ruft euch, ihr Schäfer, der Meister der Flur.

Am Brunnen.

Von Calderon de la Barca.

Erstes Mädchen. Zum Brunnen! Die Liebe, sie ruft mich zur Stunde;
Wer sah je das Wasser mit Feuer im Bunde?
Zweites Mädchen. Mich führen zum Brunnen der Eifersucht Qualen,
Da tauig wie Quellen die Augen mir strahlen.
Drittes Mädchen. Mich lockt nicht das Wasser zum Brunnen zu gehen,
Da Hoffnung und Glück wie die Luft mir verwehen.
Wanderer. Kann dich, schöne Maid, erweichen
Eines durst'gen Wandrers Pein,
Magst du ihm gefällig sein
Und ein wenig Wasser reichen!
Erstes Mädchen. Siehst du nicht, ich habe Eile?
Wenn ich länger hier verweile,
So verspät' ich mich.
Wanderer. Zu stören —
Erstes Mädchen. Still! Nichts weiter will ich hören!
Denn führst du den Durst nur zum Vorwand im Munde,
Wer sah je das Wasser mit Feuer im Bunde?
Wanderer. Sage mir, du holdes Leben,
Hegt mehr Mitleid deine Brust?
Willst du mir zu trinken geben?

Zweites Mädchen. Wohl zu plaudern hast du Lust?
Wanderer. Nein, gewiß nicht —
Zweites Mädchen. Geh nur fort!
Mich verletzte schon dein Wort:
Es sollte mein Anblick dir mildern die Qualen,
Da tauig wie Quellen die Augen mir strahlen.
Wanderer. Schönheit dieser Thalgefilde,
Zeige deines Herzens Milde!
Stille meines Durstes Weh!
Drittes Mädchen. Trinke selbst am Brunnen! geh!
Denn mein Krüglein mag zu klein
Für so großen Durst wohl sein.
Was hofftest du Wasser von mir zu erflehen,
Da Hoffnung und Glück wie die Luft mir verwehen?

Sonnenuntergang.

Von Calderon de la Barca.

Freudig magst du niederschweben,
Himmelslicht, so rosenrot;
Denn ist allem nur zum Tod
Dieses Leben ja gegeben,
Dich beglückt der Tod mit Leben.

Ohne Bangen magst du sehen,
Wie des Tages Glanz verblüht,
Der so schön und golden blüht;
Mag er abends auch vergehen,
Morgens wird er neu erstehen.

Mag dein Licht in Nacht verschweben,
Sieh! wie bald es wieder tagt.
Sei es dir zum Trost gesagt:
Lebst dem Tod du hingegeben,
Stirbst du stets zu neuem Leben!

Das Krugmädchen.

Von Calderon de la Barca.

Mein Krüglein, zum Brunnen
Begleitest du mich;
Zerbrich du mir ja nicht,
Zerbrich du mir nicht!
Zerbrächst du, ich weinte,
Ich weinte um dich;

Und traurig dann kehrtest
Zurück du, wie ich;
Es füllte ja Wasser
Mein Auge statt dich.
Zerbrich mir nur ja nicht,
Zerbrich du mir nicht!

Die Sterne.

Von Calderon de la Barca.

Die Himmelslichter, die wie Funken sprühen,
Und was mit heißer Sehnsucht sie verlangen,
Glanz von dem Quell der Sonne zu empfangen,
Wir sehen sie um eitlen Schein sich mühen.

Blüten der Nacht, wie hell ihr auch mögt glühen,
Im Augenblick ist euer Glanz vergangen!
Denn wie nur einen Tag die Blumen prangen,
Ist's euch bestimmt, nur eine Nacht zu blühen.

Und dieser Lichtlenz flüchtiger Gestalten,
Die bald zum Leid und bald zum Glück uns walten,
Strahlt herrschend über unserm Los, dem herben.

Was Dauerndes kann sich der Mensch erwerben?
Was Festes kann von Sternen er erhalten,
Die in der Nacht, die sie gebiert, schon sterben?

Gleich verteilt.

Von Calderon de la Barca.

's war ein Schalk, der einst sich fragte,
Was zumeist in jedem Land
Gleich verteilt sei? — und er sagte
Sich zur Antwort: „Der Verstand!
Denn mit dem, der ihm beschieden
Ist ein jeglicher zufrieden.“

Tanzliedchen.

Er. Mein liebliches Mädchen,
Komm! tanze mit mir!
Denn wählst du dir andre,
Es tötet mich schier.

Sie. Mein höflicher Ritter,
Schaut anders wohin!
Sonst merken es alle,
Wie gut ich euch bin.

Die Zeit.

Von Francisco de Quevedo.

Was ist das Leben? Könnt ihr mir es sagen,
Ihr vielen Jahre, die ich nun gelebt?
Die Stunden hält mir Dämmerung umwebt,
Die Tage sind verweht in Lust und Plagen.

Wohin und wie — so muß ich staunend fragen —
Ist meine Jugend, meine Kraft entschwebt?
Des Körpers altersschwacher Bau erbebt,
Indes ihn alle Unheilsstürme schlagen.

Noch fern ist Morgen, Gestern schon verschwunden
Und Heute flieht, ich bin ein Jetzt zur Pein,
Ein Längstgewesen und ein Werdesein.

In Heute, Morgen, Gestern hat verbunden
Mir Wiege sich und Sarg. Mir hat die Zeit
Begräbnis an Begräbnis stets gereiht.

Frauenlob.

Von Alarcon.

Ob ich gleich nicht, o Señora,
Als galant mich rühmen kann,
Waltet doch in meinem Herzen
Unbeschränkt der Frauen Macht.
Preisenswert vor allen Gütern
Schienen sie mir stets ein Schatz.
Ob mit Blumen, Grün und Quellen
Prächtig auch der Frühling prangt;
Ob vom Himmelszelt die Sonne
Niedergießt den Götterglanz;
Ob mit Purpurlicht der Morgen
Und mit Sternen prunkt die Nacht,
Nichts kann sich dem Reiz vergleichen,
Der vom Frauenantlitz strahlt.
Dem Erkrankten fehlt der Trost,
Dem Gequälten holde Rast,
Dem Gesunden das Vergnügen
Ohne ihre Gegenwart.
Ein Ascet, ein heil'ger, sagte,
Als er dalag sterbensmatt:
Wenn er Frauenschuhe höre,
Fühle sich er minder krank.
Denke, was in mir, dem Sünder,
Wirken mag der süße Klang
Eines weiblichen Pantoffels!
Weißt du, was ich oft gedacht?
Daß der Menschen Vater, Adam,
Wohl dem Paradies entsagt,
Um sein Weib nicht zu erzürnen.
Was noch hätte er gethan,
Wenn sie nicht sein Weib gewesen?
Und er war der einz'ge Mann!
Wenn ein anderer entführen

Sie gekonnt, was wäre dann
Noch geschehen? Konkurrenz
Mehrt gar sehr der Liebe Macht:
Glaubst du denn, daß ich, der würdig
Von den Frauen stets gedacht,
Nach dem schlimmen Brauch der Welt
Böses ihnen nachgesagt?
Von den vielen Ärgernissen,
Die das Dichtervolk mir gab,
Ist das kleinste nicht, daß immer
Die Poeten das gethan.
Wen wohl sollte nicht es ärgern,
Daß sie ihres Witzes Kraft
An des Hauses Ruhm erproben?
Der Verleumdung sind sie gram,
Aber sie verleumden selber;
Sind verliebt das ganze Jahr,
Und sie schelten, was sie lieben.
Und was ist's denn, was zumal
An den Frauen wir verdammen?
Daß sie treulos sind und falsch?
Sind wir denn nicht ihre Lehrer?!
Kaum empfindet sich ein Mann
Von der Liebe Pfeil verwundet,
Wird er, ohne Ruh und Rast,
Seines Herzens Neigung wechseln. —
Daß dem Geld sie zugethan?
Das beweist nur ihre Klugheit.
Werfe, wer dem Geld entsagt,
Dann auf sie den ersten Stein! —
Daß sie gar so flatterhaft?
Sehr begreiflich, da die Männer
Dessen, was sie heut begehren,
Müde sind am andern Tag. —
Daß sie hart? Indem wir schelten,

Kennen selber wir kein Maß.
Da wir sie gar schwer nur meiden,
Klagen wir gar leicht sie an.
Sintemal nun wir, die Männer,
Sind der Frauen Hort und Wacht,
Und die Freuden dieses Lebens
Ohne sie gar mangelhaft,
Mag der Kuckuck jeden holen,
Der den Wesen hold und zart
Böses nachsagt oder thut
Und zum Spruch nicht: Amen sagt!

Trug und Wahrheit.

Von Ines de la Cruz.

Göttliche Rose, lieblich anzuschauen,
Beredt und feurig spricht dein Flammenmund;
Dein Purpur offenbart der Schönheit Grund,
Dein Schnee kann ihr Geheimnis uns vertrauen.

In dir kann Menschenkunst ihr Bildnis schauen,
Du machst der Würde eitlen Schimmer kund;
Natur vereint in dir zum Doppelbund
Der Wiege Freuden und des Grabes Grauen.

Vom eignen Glanz zu eitlem Stolz entfacht,
Verachtest du den Tod und die Gefahr;
Doch plötzlich bebend ohne Lebensmacht,

Verkündest du den flücht'gen Trug der Pracht,
Dein Tod macht deines Lebens Thorheit klar,
Und trügst du lebend, sprichst du sterbend wahr.

Der Tag und die Nacht.

Von Ayala.

In Flammen, die sein Feuerherz empfangen,
Erglüht der Tag, daß ihn der Durst verzehrt,
Und nach der Nacht, der kühlen, er begehrt,
Er stürmt ihr nach, sie liebend zu umfangen.

Wie oft ist er umsonst ihr nachgegangen
Und schmachtend stets, enttäuscht zurückgekehrt!
Ins Dunkel treibt, das jeden Blick ihm wehrt,
Er selbst das Glück. Was kann er wohl erlangen?

Der Sehnsucht Pein im Herzen, fern der Lust,
Müht heiß er sich und heißer, doch vergebens;
Er trägt des Glückes Feind in seiner Brust.

So jag' ich rastlos nach dem Hort des Lebens;
Und auf dem Fuß folgt mir die Qual hienieden,
Doch stets in weite Ferne weicht der Frieden.

Trennung.

Von Juan de Linares.

Herz du, gehe deine Wege,
Denn ich will die meinen gehen!

Herz, ich will von dir nun scheiden;
Dir zu folgen, will ich meiden
Und nicht mehr zu meinem Leiden
Statt auf mich, auf dich nur sehen.
Herz du, gehe deine Wege;
Denn ich will die meinen gehen!

Herz, mit deinen falschen Tücken
Magst du andere berücken;
Nimmer wirst du mich beglücken,
Gleich den Träumen, die verwehen.
Herz du, gehe deine Wege,
Denn ich will die meinen gehen!

Herz, wie ließt du dich bethören,
Gegen mich dich zu empören,
Und auf keinen Rat zu hören?
Magst nach andern Freunden sehen!
Herz du, gehe deine Wege,
Denn ich will die meinen gehen!

Herz, wer wohl es glauben sollte!
Liebtest, ob ich gleich nicht wollte;
Hofftest, wo enttäuscht ich grollte;
Und da soll man Spaß verstehen!
Herz du, gehe deine Wege,
Denn ich will die meinen gehen!

Der schlafende Amor.

Von Solazar y Torres.

Halt, Psyche, warte zu!
Laß schlafen ihn in süßer Ruh!
Wenn Amor schläft, ist Frieden
Der Welt beschieden.

Wie? stören willst du seinen Schlummer?
Sei grausam nicht und unbedacht!
Wenn du ihn weckst, erwacht
Mit ihm dein Kummer!

Halt, Psyche, warte zu!
Laß schlafen ihn in süßer Ruh!
Wenn Amor schläft, ist Frieden
Der Welt und dir beschieden.

Schäferidylle.

Von Pablo de Xerica.

Geizig war und spröde Phillis,
Daß zu handeln sie begann
Und für einen Kuß drei Schafe
Dem Leander abgewann.

Doch am andern Tage lief es
Besser für den Schäfer ab,
Da die Schäferin drei Küsse
Ihm für eins der Schafe gab.

Da am dritten Tag sie merkte,
Daß er kälter sich benahm
War sie glücklich, als ein Küßchen
Für drei Schafe sie bekam.

Jetzt, nachdem er sie verschmähte,
Gäbe Schafe sie und Hund
Gern für einen jener Küsse,
Die er drückt auf fremden Mund.

Beteuerungen.

Von Miquel de Madrigal.

Und würden tausend Seelen in mir leben,
Ich wollte gern zum Opfer dir sie bringen;
Und könnte nach Begehr ich Geld erringen,
Ich würde dir's, was wenig sagte, geben!

Ich möchte als ein Argos für dich beben,
Dich tausendfach, als Briareus umschlingen.
Als Orpheus mit der Töne Lust umklingen
Und als Homer im Liedersang erheben.

Ich möchte sein der Lenz, um dir zu blühen,
Der Liebesgott, um recht für dich zu glühen.
Der Fama Mund, um alles dir zu sagen,

Der Sonne Licht, um dir zum Schutz zu blitzen,
Der Welt Regent, dir Dienste anzutragen,
Der Himmel dann, um einst dich zu besitzen.

Frauendienst.

Anonym.

Mein Geschmeide sind die Waffen,
Meine Ruhe ist die Schlacht;
Harte Felsen sind mein Lager
Und mein Schlummer stete Wacht.

Nachts auf ungebahnten Wegen
Schweif' ich durch das dunkle Land,
Steige über hohe Berge
Nieder zu des Meeres Strand.

Spähe, ob ein Port mir winket
In der Leiden tiefer Flut:
Doch um Euch zu dienen, Herrin,
Dulde alles ich voll Mut.

An den Wein.

Anonym.

Lieber Wein, mit allen Sprachen
Machtest du mich wohl bekannt;
Kauderwelsch vor allen andern
  Sei genannt.

Kannte weder Schrift noch Zeichen,
Und du lehrtest schreiben mich;
Schreibe zickzack mit den Beinen
  Meisterlich.

Bist du, Wein, auch ein Soldat nicht,
Nimmst du alle doch beim Schopf;
Denn du steigst gar mutig jedem
  In den Kopf.

Bist mein alles, meine Freude;
Aber gehst du fort, mein Glück,
Läßt du, ach! in Katzenjammer
  Mich zurück.

Verlassen.

Anonym.

Das Mädchen, o Mutter,
  Schläft nicht ein
  Vor Liebespein,

Beruhigt sie, Lüftchen,
  Schlummert sie ein!
Froh in den Bäumen
  Rauschet der Wind;
Die Quellen schäumen;
Die Vögelein singen;
  Das Mädchen allein
Weint vor Pein
Viel sprühende Thränen,
  Wie Perlen rein.
Das Mädchen, o Mutter,
  Schläft nicht ein.
Das schöne Mädchen
Verließ man, Mutter,
Und ließ sie allein
  Mit ihrer Pein.
Wie könnte sie ruhen,
Da sie empfunden,
Ihr sei entschwunden
  Des Lebens Stern?
Ihr Liebster ist fern!
Nun meidet der Schlummer
Und trübt der Kummer
  Ihr Auge so rein:
Beruhigt sie, Lüftchen,
  Schlummert sie ein!

Ein Wort.

Anonym.

Wer kann das düstre Wort vermeiden,
Vor dem noch jedes Herz geschauert?
Ob man auch seine Qual betrauert,
Es kann sich keiner von ihm scheiden.

Ein Unheil ist es, das mit Leiden
In allen Ländern auf uns lauert;
Sein Wiederhall, der ewig dauert,
Kann sich in tausend Formen kleiden.

Wo alles muß vorüber gehen,
Da herrscht das Wort; es bleibt bestehen
Als dieser Erdenwelt Symbol.

Wie auf der Flucht ist stets das Leben;
Drum kann kein andres Wort es geben,
Das wahrer klingt, als: Lebe wohl!

Der Orkan.

Anonym.

Orkan, Orkan, ich fühle dich nahen.
In deinem verzehrenden Wehen
Atme ich freudig
Den Hauch des Königs der Lüfte!

Auf des erschrocknen Windes Flügel
Seht durch den grenzenlosen Raum ihn schweben
Schweigend, furchtbar, alles bezwingend
Im schnellen Flug. Die Erde ruht
Düster, geheimnisvoll
Und sieht mit Furcht sein Schreckensantlitz.

Sturm und Wolken! Zitternd birgt die Sonne
In trübem, fahlem Nebeldunst ihr Strahlenauge,
Und dem umwölkten Blick entströmt
Nur düstrer Dämmerschein,
Der weder Tag noch Nacht verkündet. —
Furchtbare Farbe! Todesschleier!
Die Vöglein zittern und verbergen sich,
Da heulend der Orkan sich naht.
Sein Brausen hören in den fernen Bergen
Die Wälder und erwidern seinen Ruf!

Er naht schon! . . . Siehst du ihn? Wie er entfaltet
Den furchtbaren majestätischen Mantel!
Gigant der Lüfte! Ich grüße dich!
Verworren spielt der Wind
Mit deines grauen Kleides Saum.
Seht, fern am Horizonte
Schließt hurtig er die Arme,
Umschlingt mit ihnen alles,
So weit das Auge sieht von Berg zu Berg!

Dunkel rings! . . . . Sein Hauch
Erhebt in Wirbeln
Den Staub der aufgewühlten Felder!
Und in den Wolken strahlt
Des Herren Feuerwagen, seinen Rädern
Entglüht der rasche Blitz, stürzt nieder,
Verwundet und erschreckt die Erde
Und überströmt mit bleichem Licht den Himmel.

Welch' Tosen? Ist's der Regen? In Strömen
Stürzt nieder er und hüllt in Nacht die Welt.
Verwirrung überall und tiefer Schauer,
Gebirge, holde Wälder, Himmel, Wolken
Wo seid ihr jetzt? Ich suche euch vergebens.
Ihr seid verschwunden. Finstrer Sturm
Wälzt durch die Lüfte einen Ozean,
Der alles in die Flut begräbt . . . .
Nun, arge Welt, sind wir getrennt;
Der Sturm und ich, wir sind allein!

Der Kuß.

Von Ramon de Campoamor.

Man erzählte mir: Im Sterben
Lag ein Mann von Herz und fühlte,
Oder glaubte doch zu fühlen
Fern in Cadix einen Kuß,

Den in Canton man gegeben . . .
Nun, Marie, ist's wohl unmöglich!
Zwanzig Jahre sind verschwunden,
Seit ich, ach! in erster Liebe
Meinen ersten Kuß gegeben . . .
Und noch immer, o Marie,
Jener Schauer, den ich fühlte,
Macht mein Herz in Flammen glühen!

Von der blinden Kraft der Schwere,
Diesem Kuß des Erdenstoffs,
Bis hinauf zu dem Gebete,
Jenem letzten Seelenkuß,
Ist der Kuß nur die Entfaltung
Jenes himmlischen der Funken,
Der die Schöpfung einst entflammt
Und in ew'gem Feuerdrange
Reiner stets und immer reiner
Seine mächt'ge Glut verströmt
In den Sphären dieser Welt,
Die ein Sonnenkuß entzündet.

Von der Wiege bis zum Grabe
Webt und wandelt sich der Kuß;
Glänzt als Hoffnung in der Kindheit,
In der Jugendzeit als Liebe,
In des Lebens Herbst als Tugend,
Als Erinnerung im Alter.

Nun begreifst du wohl, Marie,
Daß der Kuß der Ausdruck ist
Einer allgemeinen Sprache,
Die in ungeschwächter Kraft
Mannigfaltig sich verwandelt
Und trotz aller Zeiten Wechsel
Güte auf den Wangen ist,

Auf den Augen holder Scherz,
Auf den Stirnen ernste Würde,
Auf den Lippen Leidenschaft?

Sag', erwachte nie in dir
Die Erinnerung, wie in mir,
An ein Lieb, das längst dahin?
Giebst du mir zur Antwort: Ja!
Ist dies Ja! ein Kuß, Marie,
Den auf unbekannten Schwingen
Zu dir trägt die Phantasie.

Nun begreifst du es, Marie?
Doch, wenn du vielleicht nicht glaubst,
Daß die Küsse weiterleiten
Jenes zauberische Feuer,
Das die Welt, die du erblickst,
Schöpferischen Sinns beseelt,
So versuch' es nur und küß' mich!
Du erkennst dann, daß der Kuß
Jener Becher ist der Liebe,
Schäumend von dem Wein des Lebens,
Der beim Festbankett der Menschheit,
Von des ersten Menschen Lippen
Weiter stets von Mund zu Mund
Wandernd, endlich angelangt ist
Auf dem Purpur deines Mundes.

Küsse mich, — sei's nur aus Mitleid —
Daß sich dir die dunkle Zukunft
Wie mit hellem Licht enthülle!
Dann, o liebliche Marie,
Wirst du finden, daß im Sterben
Einstens wohl ein Mann von Herz
Fühlen und empfinden konnte
Fern in Cadix einen Kuß,
Den in Canton man gegeben.

Ungleiches Recht.

Von Ramon de Campoamor.

Als gewissenlos und schlecht
Seine Frau der Mann betrogen,
Blieb sie dennoch ihm gewogen,
Und man sagte: So ist's recht!
Stets gekränkt in ihrem Recht
Fiel die Frau. Mit Edelmut
Hat ihr wohl die sünd'ge Glut
Jener Falsche auch vergeben?
Nein, er brachte sie ums Leben;
Und man sagte: So ist's gut.

Die zwei Laternen.

Von Ramon de Campoamor.

I.

Des Diogenes Laterne
Kauft' ich einem Krämer ab;
Meine gleicht ihr nicht von ferne,
Gleicht doch Leben nicht dem Grab.

Während hell die meine funkelt,
Ist die seine schwarze Nacht;
Alles wird von ihr verdunkelt,
Was die meine heiter macht.

In der Welt, wer mag ihr trauen?
Ist ja Wahrheit nichts, noch Wahn;
Auf das Glas, durch das wir schauen,
Kommt am Ende alles an.

II.

Stets umsonst mit seiner Leuchte
Suchte Männer er im Land,
Da ich solche, wie mir däuchte,
Selber unter Weibern fand.

Tugend, Glauben, nie empfand er
Ihren Wert; ihm schien ein Thor
Sokrates, und Alexander
Kam ihm ganz erbärmlich vor.

Gläubig will ich suchen gehen,
Fehlt mir meine Leuchte nicht;
Heilige, wie Helden sehen
Läßt mich da und dort ihr Licht.

Immer ja dahingegeben
Hat das Volk mit hohem Mut
Für den Glauben Blut und Leben,
Für die Tugend Glück und Gut.

Tugend war ihm falsche Milde,
Reine Liebe nicht'ger Schaum;
Edelsinn ein Truggebilde,
Und der Ruhm ein eitler Traum.

Ach, Diogenes, als Blinder
Wardst du nie des Lebens froh,
Da in Sparta du nur Kinder
Fandst, doch Männer nirgendwo.

Durch Geburt zum Leid erkoren,
Ward, wie ich der Meinung bin,
Jeder Mann als Held geboren,
Jede Frau als Dulderin.

III.

Wie verschieden doch betrachten
Gottes Werke ich und er!
Was ist denn als wahr zu achten?
Einer trügt sich; aber wer?

Wem von beiden mag erscheinen
Gottes Werk im rechten Licht?
Ihm — wie Cyniker wohl meinen;
Mir — wie laut die Tugend spricht?

In der Welt, wer mag ihr trauen?
Ist ja Wahrheit nichts, noch Wahn;
Auf das Glas, durch das wir schauen,
Kommt am Ende alles an.

Der Himmel.

Von Ramon de Campoamor.

Was ist der Himmel? — Für den frohen Knaben
Ein Ort, den Vögel, Blumen, Sang beglücken. —
Und für den Jüngling? — Fluren, die entzücken,
Elysium gleich, mit ew'ger Liebe Gaben. —

Und für den Mann? — die ihn geblendet haben,
Die Tempel sind's, die Ruhm und Ehren schmücken;
Doch einen Alten, den die Sorgen drücken,
Soll er als Ruheport mit Frieden laben.

Zuletzt der Greis, der schwache — ihm verbleicht
Des Himmels Glanz, so licht und morgenrot
Zum Nichtsein, das noch wen'ger ist als Tod.

Und wie die Kindheit frost'gem Alter weicht,
Zeigt sich der Himmel wechselnden Gesichts.
Als Blumen, Liebe, Frieden und als Nichts.

Die Macht der Zeit.

Von Ramon de Campoamor.

Er kommt zurück nach zwanzig Jahren;
Und da sie wieder sich gewahren,
So seufzt sie: Himmel, ist er dies?
So seufzt er: Guter Gott, ist sie's?

Der Baum der Hoffnung.

Von Martinez de la Rosa.

Siehst du, wie der Baum der Hoffnung
Wächst an einer Wiege Fuß?
Leicht zerbrechlich wie ein Schilfrohr
Wiegt er sich im Hauch der Luft.

Schmeichelnd kost mit ihm der Zephyr,
Doch auf Augenblicke nur,
Bald erstarrt ihn eis'ger Nordwind,
Bald verzehrt ihn Südens Glut.

Wachsend prangt er reich in Lüften,
Doch nur selten reift die Frucht,
Gleich des zarten Mandelbaumes
Blüten, die zu früh er trug.

Stärker drohen ihm Gefahren,
Je gewaltiger er wuchs,
Da er, wie die hohe Ceder,
Blitze auf sich niederruft.

Während im erhabnen Wipfel
Stolzen Sinns der Adler ruht,
Nagt am Marke seines Stammes
Tückisch schon ein gift'ger Wurm.

Weitaus breitet er die Zweige,
Wurzelt tief im Erdengrund,
Aber kaum gewährt er Schatten,
Fällt ihn schon des Todes Sturm.

Hans und Hanne.

Von Joaquin de Mora

Hans und Hanne, diese beiden
Gingen morgens früh spazieren;
Schön ist Hanne, Hans ist häßlich,
Doch sie möchte profitieren
In der Ehe — Arme Hanne!

Ihre Liebe hat es eilig,
Und sie fordert voll von Mut,
Ein modernes Kleid von Taffet,
Schleier, Halstuch, Shawl und Hut,
Einen Ring auch — Armer Hans!

Leichten Sinns ist sie; der Liebste
Eifersüchtig von Geblüt,
Will nicht, daß sie sich am Fenster
Zeige; Ruhe im Gemüt
Ist ihm alles — Arme Hanne!

Hanne quält durch Eifersuchten
Fast den armen Hans zu tot;
Und der Hans, der's satt bekommen,
Schwört beim Himmel in der Not
Ew'ge Trennung — Armer Hans!

Hanne aber fiel in Ohnmacht
Bei des Wortes rauhem Schall,
Sank zurück auf einen Lehnstuhl;
Denn bedenklich hat der Fall
Sie ergriffen. — Arme Hanne!

Hans verwünscht jetzt seine Hitze,
Ruft nach Essig, Wasser, Wein,
Und, da er den Kopf verloren,
Seufzt er: o Geliebte mein,
O, Verzeihung! — Armer Hans!

Und es gab 'ne Heirat — Hanne
Hat verputzt ihm Gut und Haus;
Arm ging Hans nach Californien,
Hanne — aber hier ist aus
Unsre Mär von Hans und Hanne!

An die Hoffnung.

Von José Zorilla.

Gütige Hoffnung! Täuschung lichter Träume!
Der Herzen traurigholdes, letztes Licht,
Bei dessen Strahlen durch die dunklen Räume
Der Gruft der Glanz des fernen Jenseits bricht!

Du weißt die Last der Pilgerschaft zu heben,
Die von der Wiege an für uns beginnt,
Und unser bittres Leben ward dein Leben;
Stets bleibst als Freundin du uns treu gesinnt.

Du leuchtest golden in der Kindheit Morgen,
Der Jugend Glut entfacht dein Flammenschein,
Du milderst sanft des flachen Alters Sorgen
Und leuchtest fort im dumpfen Totenschrein.

Stets wandelst hilfreich du an unsrer Seite,
Des Lebens Sonne, Licht der Todesnacht!
Als treuer Hort giebst du uns das Geleite
Bis vor den ew'gen Thron der Gottesmacht.

Du strahlst als Lebenssonne mir! Noch immer
Hast du erheitert mir die träge Zeit;
O leuchte fort mit deinem holden Schimmer,
So lang mein Auge wacht im Lebensstreit!

Dann steige mit mir in die dunkle Erde,
O Licht, das mir das stille Grab erhellt,
Daß mir der finstre Sarg verwandelt werde
In eines ew'gen Friedens heil'ges Zelt.

An Calderon.

Von Eugenio Hartzenbusch.

Du riefst, um deine Wehmut zu bekunden,
Da du erwogst der Menschen eitles Streben:
„Ein nicht'ger Traum, ein Schatten ist das Leben;
Bald ist als Wahn das Glück der Welt entschwunden!“

Indes Hispaniens Bühne schon empfunden
Dein Sonnenlicht, das ihr den Glanz gegeben,
So schien gleich einem Trug dir zu entschweben
Dein Geist, der seines Gleichen nicht gefunden?

Wie reiche Frucht hat dir, dem ruhmgeschmückten,
Dein Sang am Manzanares, dem beglückten,
Am Arno, Rhein und überm Meer getragen!

Unsterblich glänzt dein Name nun in Klarheit;
Wohl konntest einst mit größerm Recht du sagen:
Ein Traum wird alles sein; mein Ruhm nur Wahrheit!

Die Rose unter Rosen.

Von Antonio de Trueba.

Gar so frühe kommst du, Mädchen,
In den schönen Garten hier,
Hier in diese dunklen Haine,
Hier in dieses Luftgefild!
Rosen nimmst du im Gewande,
Rosen an dem Busen mit . . . .
Schlimm ergeht's dir, schönes Mädchen,
Wenn der Gärtner dich erblickt!
Mädchen, dieser Bäume Rosen
Raube ihrem Herren nicht;
Denn auf deinen Wangen blühen
Farbenschönre Rosen dir,
Köstlicher und lebensvoller
Rosen von dem reichsten Licht!
Und verlasse nicht so frühe
Deiner Mutter Hut und Blick,
Deines Bettes weiches Lager,
Deines Schlummers holde Frist!
Denn obwohl in diesen Gärten
Sanfte Kühlung weht der Wind,
Wunderlieblich Vöglein singen,
Silberhell die Bächlein sind,
Und ein Blumenbeet die Wiesen,
Und die Luft in Duft zerfließt,

Leicht verwechseln mit den Rosen
Könnten junge Bursche dich,
Einer könnte gar dich pflücken
Und entblättern losen Sinns:
Denn die Mädchen sind ja Blumen,
Leicht entblättert sie der Wind.

Aber wenn die schönen Rosen
Nicht der einz'ge Grund wohl sind,
Derentwegen du so frühe
Deiner Mutter Hut verließst,
Deines Bettes sanftes Lager,
Deines Schlummers holde Frist.
Wenn so frühe du am Morgen
Einen hübschen Gärtner triffst,
Der dir diese Rosen schenkte,
Die als Schmuck man an dir sieht,
Treffe du ihn nicht so frühe
In den schönen Gärten hier,
Hier in diesen dunklen Hainen,
Hier in diesem Luftgefild,
Da du eine frische Rose
Aus dem Himmelsgarten bist,
Und die Hand der Gärtner Rosen
Gern aus fremden Gärten bricht.
Da du schwach bist wie ein Mädchen,
Stark er wie ein Jüngling ist,
Glaubst du, daß im Kampfe Mädchen
Oder Gärtner unterliegt?
Unterliegst du dann im Kampfe,
Denke, was wohl aus dir wird
Und aus deiner guten Mutter,
Die mit Küssen reich dich ziert,
Und in dir ihr Licht und Leben,
Himmelslust und Gott erblickt!

Mädchen, kehre heim zur Mutter,
Zu der Mutter Hut und Blick:
Denn die Mädchen sind ja Blumen,
Leicht entblättert sie der Wind.

Geistliche Gedichte.

Sehnsucht nach Gott.

Von Pedro Salas.

Wann fern die Sonne scheidet,
Verschwindet in des Gartens duft'gen Räumen
Der Glanz, der bunt sie kleidet;
Die Anmut weicht von Blumen und von Bäumen;
Dann senkt der Schlaf sich nieder,
Der Mensch verstummt; es schweigen Sang und Lieder.

Doch wann vom Angesichte
Beim Morgenrot ihr neu das Licht entglühte,
Erstrahlt in heitrem Lichte
Mit höhrem Farbenfeuer jede Blüte,
Indes den Tag mit süßen,
Melod'schen Tönen tausend Vöglein grüßen.

Sie gießt nun neu hernieder
Auf Gärten und auf Wälder holde Pracht.
Die Trägheit flieht nun wieder
Die Menschheit, die aus dumpfem Schlaf erwacht.
So, meine Sonne, geben
Dein Scheiden mir den Tod, dein Anblick Leben.

Ich höre nur mit Schmerzen
Des Trostes Wort: „Willst du mit klaren Augen
Nicht Ruhe deinem Herzen
Aus reichen Früchten und aus Blumen saugen?
Mein Auge mag erblinden,
Will andern Glanz als deinen es empfinden!

Du sagst vielleicht: „Betrachte
Den Schmelz des Frühlings auf den bunten Auen,
Der Farbenhülle achte!
Im Blütenglanz wirst du mein Antlitz schauen;
Sieh! meiner Schönheit Milde
Strahlt jede Blume leuchtend dir im Bilde.“

„Verschmähest du die Auen,
Die Blumenflur als Teppich deiner Füße,
So magst empor du schauen,
Wo in Azur mit Sternen ich dich grüße;
Da strahlt kein Stern in Helle,
Der nicht sein Licht geschöpft aus meiner Quelle.“

Wenn sich mein schaffend Wehen
In Sternen nicht, noch Blumen dir entfaltet,
Magst du die Pracht dann sehen,
Mit der mein Hauch im Bau der Menschen waltet,
Daß dir in ganzer Fülle
Der Abglanz meiner Schönheit sich enthülle.“

Wie meines Lebens Seele,
Du willst mich meiner Sehnsucht überlassen?
Des Himmels Glanzjuwele
Der Erde Zierden müssen all' erblassen,
Sobald wir sie vergleichen
Mit deinem Angesicht, dem schönheitsreichen.

Auf Blumen wandelt gern
Mein Fuß; die Spur sind sie, die du gegangen;

Und quillt das Licht der Sterne
Aus deinem Quelle, muß ich sie verlangen —
Doch kann den Blick beglücken
Dein Bild, wie muß das Urbild ihn entzücken?

Nur Ew'ges kann ich ehren;
Mich locken nicht der Tod und sein Gebilde;
Ich kann sie nicht begehren,
Das Himmelslicht, den Reichtum der Gefilde;
Dein Licht ist meine Sonne,
Mein Reichtum, meine Liebe, Ruh' und Wonne!

Mag auch in bunter Fülle
Natur die lebenden Geschöpfe malen,
Daß jedes sich in Anmut hülle:
Sie sind nur deiner Schönheit Bild und Strahlen,
Sind nur ein Sternenflimmer;
Vor deiner Schönheit Sonne stirbt ihr Schimmer.

Als Zeuge mag mir dienen
Der Hehre, dem auf Tabors Felsenspitzen
Dein Angesicht erschienen
Gleich einer Sonnenglut mit Flammenblitzen —
Da Er, der hoch entzückt war,
Dem eignen Selbst zum höchsten Gott entrückt war.

Nicht nur wie lichte Flocken,
Er sah, wie tausend Sonnen niederfluten
Wohl jede seiner Locken,
Und durch der Menschheit Purpurgluten
Drang leuchtend hell die Sonne,
Die in den Himmeln strahlt als Tag der Wonne.

Von diesem Licht umfangen,
Vergaß er sich und seine heim'sche Erde;
Er hegte nur Verlangen,
Daß ihm für seinen Dienst gewährt es werde,

Dort Hütten auf den Auen
Und auch Altäre kindlich aufzubauen.

Er konnte nicht gewahren
Dein göttlich hehres Antlitz ohne Hülle,
Wie es die sel'gen Scharen
Erblicken in der Wahrheit Licht und Fülle,
Wo ohne jeden Schleier
Dein Antlitz leuchtet als der Himmel ew'ge Feier.

Er sah nur das Gefunkel
Von Strahlen, welche durch die Lüfte sprühen;
Er sah im kalten Dunkel
Von Himmelsfluren einen Stern erglühen;
Er sah im Widerscheine
Die ferne Sonne in krystallner Reine.

Doch jetzt, da er gesehen
Von Angesicht die Gottheit ohne Schranke,
Wohl würde er gestehen:
„Mir schwand nun der Gedanke,
Altäre Gott und Hütten mir zu bauen;
Ich will nichts mehr als nur sein Antlitz schauen."

Wann endlich, meine Sonne,
Kommt jener Tag, der König aller Tage,
Da in das Meer der Wonne
Mein Wesen hold zerfließt und meine Klage;
Da jeder herrschend schaltet
Und als Gesetz nur deine Liebe waltet?

O Stunde, überhehre!
Da, wie du mir, ich licht vor dir erscheine!
Komm Morgenrot! es mehre
Sich meine Lust mit deinem hellern Scheine,
Daß bald der Tag mir glühe
Und meiner Sehnsucht ew'ge Lust erblühe!

Der Quell des Lebens.

Von Juan de la Cruz.

Vom Urquell weiß ich wohl, der quillt und flutet,
Obgleich ihn Nacht umdunkelt!
Verborgen strömen seine ew'gen Wellen;
Wohl weiß ich, welchem Borne sie entquellen,
  Obgleich ihn Nacht umdunkelt!

Nichts Schön'res, weiß ich, kann ein Auge schauen,
Er tränkt des Himmels und der Erde Auen,
  Obgleich ihn Nacht umdunkelt.

Vom Schatten wurde nie sein Glanz bezwungen,
Ich weiß, daß jedes Licht aus ihm entsprungen,
  Obgleich ihn Nacht umdunkelt.

Ich weiß, daß reichlich seine Wogen fließen,
Durch Hölle, Welt und Himmel sich ergießen,
  Obgleich ihn Nacht umdunkelt.

Ein Strom wird dann geboren aus der Quelle
Und flutet weiter Welle hinter Welle,
  Ringsum von Nacht umdunkelt.

Ein Fluß beginnt von ihnen sich zu scheiden;
Ich weiß, er ist so edel wie die beiden,
  Obgleich ihn Nacht umdunkelt.

Der ew'ge Quell erwählte sich zur Hülle
Das Lebensbrot, daß Leben uns erfülle,
  Obgleich ihn Nacht umdunkelt.

Er ruft die Welt herbei in tiefer Stille,
Daß sich ihr Durst im Tau des Wassers stille,
  Obgleich ihn Nacht umdunkelt.

Der ew'ge Quell, er lockt mich nicht vergebens;
Ihn schaut mein Auge hier im Brot des Lebens,
  Obgleich ihn Nacht umdunkelt.

St. Augustin.

Von Lope de Vega.

Einstens ging dahin am Ufer
Augustin dem Meer entlang
In erhabenen Gedanken,
Die sein hoher Geist ersann.

Was er kühn begreifen wollte,
Faßt kein menschlicher Verstand,
Wie sich in dreiein'gem Leben
Gottes Einheit offenbart.

Während er darüber dachte,
Blickte seitwärts er und sah,
Wie im Meeressand ein Knabe
Unter einem Felsen saß.

Und der Knabe schöpft sich Wasser
Aus dem Meer mit ems'ger Hand
In der Schale einer Muschel,
Wo es rein wie Perlen strahlt.

Frägt ihn Augustin: „Was machst du,
Schöner Knabe, hier am Strand?
Ich besorge, daß verirrt du,
Nimmer deine Eltern fandst?"

Er erwidert: „„Nicht aus Zufall
Bin ich an dem Ort; ich kam,
In dies Grüblein auszuschöpfen,
Das du siehst, den Ozean.""

„Kind — ihm Augustin entgegnet,
Mühe nicht umsonst dich ab!
Niemals, selbst in tausend Jahren,
Schöpfst du aus den Ozean."

„„Ganz das Gleiche — sprach der Knabe—
Hast du selber doch gedacht,
Willst, was Gott ist, du begreifen,
Kommst am Ende nie du an.““

„„Niemals kann ich in dies Grüblein
Aus des Abgrunds tiefem Schacht
Mit der Muschelschale schöpfen
Diesen großen Ozean.““

„„Niemals auch das Meer der Gottheit,
Ihre grenzenlose Macht,
Kann dein ird'scher Geist ergründen,
Ist er auch von seltner Art.““

Augustin versank in Staunen,
Da in Demut er empfand,
Daß der Gott ja Gott nicht wäre,
Würde menschlich er erkannt.

Sagen wollte er dem Knaben,
Der indes verschwunden war:
Überzeugt sei er: es fasse
Gott kein menschlicher Verstand.

Drauf in Schriften schrieb er nieder:
Daß zu einem sichern Strand
Nur der Glaube führe: einzig
Werde Gott von Gott erkannt.

Die Wahrheit.

Von Lope de Vega.

Tochter der Zeit, die in den goldnen Tagen
Der Schöpfung rein und hold gelebt hienieden,
Doch, von der Lüge Macht verbannt, gemieden
Die rauhe Zeit des Eisens und der Klagen.

Als schönsten Schmuck, o heil'ge Wahrheit, tragen
Die Himmel dich, die klar dein Bild umfrieden,
Du bist des rastlos ird'schen Kampfes Frieden;
Kein bessres Gut kann sich der Mensch erjagen.

Du keusche, nackte Jungfrau, nicht Gewalt,
Noch Lust und Launen konnten dich bezwingen,
Des Himmels Sonne flammt in deiner Klarheit.

Du Mund des Lebens und des Geists Gehalt —
Indes wie könnte mir dein Lob gelingen,
Da göttlich, Gott du selber bist, o Wahrheit?

An den Schöpfer.

Von Lope de Vega.

Wohin die Strahlen meiner Augen dringen,
Umleuchtet, Herr, sie deine Hoheit nur!
Sie schauen über sich der Himmel Flur,
Die ewig von der Gottheit Lob erklingen.

Sie senken sich zur Erde und verschlingen
In ihrer bunten Fülle sich; Natur
Zeigt ihnen deiner Macht und Weisheit Spur,
Die leuchtend aus den reichen Formen dringen.

Aus Meer und Luft, die dann sie, Herr betrachten,
Erschallt der Vögel und der Fische Ruf,
Daß Gott, den alles ehret, sie erschuf.

So hart ist kein Geschöpf, dich nicht zu achten
Im Anblick deiner Schönheit. — Ich allein,
Der dich erkennen kann, vergesse dein!

Des Geistes Ruhe.

Von Lope de Vega.

Was ich gedacht, seit ich empfing das Leben,
Wonach ich rang in mühevollem Streit,
War nur ein Schatten, den die Eitelkeit
Umhüllte mit der Hoffnung Truggeweben.

Von allem, was vergangen, blieb mir eben
Als Gegenwart nur die verlor'ne Zeit;
Ich habe mich umsonst mit mir entzweit;
Luftschlösser aufzubauen war mein Streben!

Wie thöricht wähnt der Geist mit falschem Mut,
Daß der Gedanken Sehnsucht wohl sich stille
In Gütern, wie die Zeit sie uns ersinnt.

Nur Gott ist seine Heimat, wo er ruht;
Und sucht zu rasten außer ihm der Wille,
So kämpft er ruhlos, bis er Gott gewinnt.

Lob Gottes.

Von Lope de Vega.

Wald und Fluren reich an Blüte,
Die ihr dankbar euch erweist
Eurem Schöpfer; denn ihr preist
Alle Zeiten seine Güte;
Vöglein, deren Herz entglühte,
Daß ihr minniglich ihm singt,
Wie's von Engelslippen klingt:
Wollt im Lob mich unterweisen,
Wenn den Ewigen zu preisen,
Meinem Eifer nicht gelingt!
Und ihr Wasser auch, ihr hellen,
Die ins Thal ihr euch ergießt,
Lehrt mein Auge, wie ihr fließt,
Nachzuahmen euren Wellen;
Denn ihr lobt den Herrn, o Quellen,
Gleich der Geister sel'ger Schar,
Die im reinen Äther schweben,
Wo wie Perlen licht und klar
Einst der Himmel euch gebar.
Daß der Ruhm des Schöpfers währe,
Schmücke blühend, Lenz, die Flur!

Sommer, folge seiner Spur,
Daß die Blüte Frucht gewähre;
Reife, Herbst, das Gold der Ähren!
Silberschnee, der Saat zum Hort,
Streue, Winter! Alles ehre
Gottes Macht, die ewighehre!
Und so mag sie immerfort
Preisen auch mein rauhes Wort!
Helft mir, Sänger der Gefilde!
Blumen, eure Hüllen brecht
Und im bunten Glanze sprecht
Eure Sprache duft'ger Milde!
Auch die schönsten Wortgebilde
Sind vor Gott nur nicht'ger Schein;
Denn das Herz, das tief empfindet
Und zum höchsten strebt, es findet
Wahre Sprache doch allein
In dem Willen tugendrein.
Daß ich, Gott, den Dank dir zollte
Mit dem reinsten Herzenssinn,
Bis zu lieblichem Gewinn
Deine Huld mir strahlen wollte!
Daß ich liebte, wie ich sollte,
Um nach Flammen zu begehren,
So die enge Brust verzehren!
Denn es fühlt das Herz und spricht
Eine Welt genügt mir nicht,
Gott zu lieben und zu ehren.

An den Allgerechten.

Von Bartolomeo de Argensola.

Allvater, der sich allgerecht bezeigt,
Warum erlaubt wohl deine hehre Macht,
Daß, während Unschuld seufzt in Kerkernacht,
Verbrechen auf den Thron des Rechtes steigt?

Was stärkt den Arm, der sich zum Frevel neigt,
Den Hohn, der deines heil'gen Willens lacht,
Daß Frömmigkeit, die deiner stets gedacht,
Vernichtet zu der Bosheit Füßen schweigt?

Wir sehen, wie des Frevlers Hand die Palmen
Des Sieges schwingt und seine wüsten Psalmen
Das Laster jauchzt, indes die Tugend weint.

Mit Lächeln nahte mir, als ich noch klagte
Ein lichter Himmelsgeist, der zu mir sagte:
„Thor, dem der Seelen Ziel die Erde scheint!“

Das wahre Gut.

Von Francisco de Medrano.

Was suchte thöricht einst ich zu erreichen
Und quälte mich? ich glaubte lang, die Glut
Des ew'gen Durstes werde einer Flut
Von Gütern oder vielmehr Übeln weichen.

Denn, wie ich selbst erfuhr, gar wenig gleichen
Der teuren Frucht sie, die mir ihre Blüte
Voll eitler Pracht versprochen; sie verglühte
Am Tag, vor dem die Täuschungen erbleichen.

Dies heißt uns stille halten; und wir finden,
Die Ruhe sei in jenes Gut gelegt,
Das selbst ruht, ob es alles auch bewegt.

Doch will dies Gut ich schauen. klar empfinden,
Bin ich geblendet; zu des Blinden Qual
Entflieht es flüchtig, wie des Blitzes Strahl.

Marias Wiegenlied.

Von Lope de Vega.

Jene Maid, die einst der Engel
Grüßte: „Du bist voller Gnaden!“

Als er ihr die Botschaft brachte,
Daß sie Gottes Sohn empfangen,
Sieht ihn schon in einer Wiege,
Sieht ihn zart mit Thränen klagen;
Wie er sich der Menschheit weihte,
Weiht er sich auch ihren Qualen.
„Was bewegt dich, holder Jesus? —
Sprach die Mutter zu dem Knaben —
Wie? so bald, mein süßer Liebling,
Fühlst du meiner Armut Plagen?
Habe keine Prunkgemächer,
Um darin dich zu empfangen;
Sieh! ich kann dir nicht mehr bieten
Als den Arm, um dich zu halten;
Als die Brust, um dich zu nähren.
Hätt' für dich ich reich're Gaben,
Weißt du ja, der Himmel würde
Sich ob meinem Glück beklagen."
Als darauf das Kind die Augen
Schließt zum Schlaf in ihren Armen,
Singt ein Lied sie ihm mit milder
Stimme, voll so süßen Klanges,
Daß des Himmels Harmonien
Stille lauschen dem Gesange:

Engel des Himmels,
Ihr schwebt um die Palmen
Bei Nacht und Wind;
Sänftigt die Wipfel!
Es schlummert mein Kind.

Palmen von Bethlehem,
Die mit zornigem Brausen
Die Winde bewegen,
Wie mögt ihr so sausen?

O, gönnt ihm Stille
Und rauschet gelind!
Sänftigt die Wipfel!
Es schlummert mein Kind.

Der göttliche Knabe
Hat sich hienieden
Müde geweint,
Nun ruht er in Frieden,
Da hold ihm die Thräne
Im Auge zerrinnt.
Sänftigt die Wipfel!
Es schlummert mein Kind.

Wie grollt ihm die Kälte
Ohne Erbarmen!
Ich kann nicht schützen,
Nicht decken den Armen!
Ihr heiligen Engel,
Schwebt leicht und geschwind;
Sänftigt die Wipfel!
Es schlummert mein Kind.

Schlaf und Erwachen.

Anonym.

Schlief die Seele lang' in Nacht,
Ist's nun Zeit, daß sie erwacht.
Schwer war sie vom Schlaf gebunden,
Daß sie wie in Tod versank,
Seit der Sünde gift'ger Trank
Sie zum Schlummer überwunden;
Doch, da schon ihr Aug' empfunden
Der ersehnten Sonne Pracht,
Ist's nun Zeit, daß sie erwacht.

Blieb sie taub, da Engel sangen,
Sei sie aus dem Schlaf gestört,

Weil den Gott sie weinen hört,
Der für sie nun ward empfangen!
Schlief sie lang von Nacht umfangen,
Nun da solch ein Tag ihr lacht,
Ist es Zeit, daß sie erwacht.

Nach Bethlehem.

Anonym.

Führ' mich, Kind, nach Bethlehem!
Denn ich will, mein Gott, dich sehen;
Nie gelang es wem,
Ohne dich zu dir zu gehen.

Mache, daß mein Schlaf verschwinde,
Rufe mir, daß ich mich rühre,
Gieb die Hand mir, die mich führe,
Daß den nächsten Weg ich finde!
Und ich schaue Bethlehem,
Werde dort, mein Gott, dich sehen;
Nie gelang es wem,
Ohne dich zu dir zu gehen.

Trägheit lähmte meine Schwingen
Durch die Schuld der kranken Seele,
Daß ich jeden Schritt verfehle.
Ach, wirst du mir Hilfe bringen!
Führe mich nach Belhlehem,
Daß ich dich mein Gott mag sehen!
Nie gelang es wem,
Ohne dich zu dir zu gehen.

Der Frieden.

Von Violante de Ceo.

Sag' mir, Blas, bei deinem Leben,
Eh' nach Bethlehem wir pilgern,
Warum kommt der Gottesknabe

Von den himmlischen Gefilden?
„Frieden dieser Welt zu bringen;
Denn von allen Menschengütern
Ist das höchste Gut der Frieden!“

Warum kommt von seinem Throne
Der erhabene Gebieter
In die dumpfe dürft'ge Hütte,
In die engbeschränkte Wiege?
„Frieden dieser Welt zu bringen;
Denn von allen Menschengütern
Ist das höchste Gut der Frieden!“

Warum weilt, verhüllt als sterblich
Er, der Ewige, hienieden,
Dem allein, zu seinem Ruhme
Die Unsterblichkeit beschieden?
„Frieden dieser Welt zu bringen;
Denn von allen Menschengütern
Ist das höchste Gut der Frieden!“

Dorthin, laßt uns, Hirten, eilen,
Kommt er, Frieden uns zu bringen!
Denn die höchste aller Wonnen
Ist ja ein beglückter Frieden!

Coplas.

I.

Vom Himmel stieg hernieder
Ein Königskind,
Maria ist und Joseph
Sein Hofgesind.

Zur Wiege eine Krippe,
Zum Tempel ein Stadel —
Ist alles, was gefunden
Sein Fürstenadel.

II.

Heil'ge Weihnacht ging vorüber,
Heil'ge Weihnacht kehrt zurück;
Auch wir Menschen gehn vorüber,
Aber keiner kommt zurück.

III.

Alle bringen was dem Knaben,
Ich nur habe nichts für ihn;
Doch ich will mein Herz ihm bringen,
Daß er ruhen mag darin.

Des Kindes Augen.

Von Lope de Ubeda.

Wie so schön und mild gesinnt
Mir des Knaben Augen scheinen!
Und ihm glänzt im Blick, dem reinen,
Etwas, das mein Herz gewinnt!

Blickte doch nach mir der Traute!
Sah' in meinem Aug' er sich,
Grüßte liebevoll er mich,
Da sein Bild darin er schaute.
Daß den Knaben hold es nimmt,
Folgt mein Auge stets dem seinen;
Denn ihm glänzt im Blick, dem reinen,
Etwas, das mein Herz gewinnt!

Das hl. Kreuz.

Von Lope de Vega.

O Baum, du göttlich hehrer,
Wie keiner je in Wäldern aufgegangen,
Du schöner, früchteschwerer,
An deinen Zweigen sah die Erde hangen
Der Früchte wunderbarste
Von reinster Art, die herrlichste, die klarste!

O Baum, du Siegeszeichen
Des Friedefürsten, Ruhm und ew'ges Leben
Warst wert du zu erreichen;
Du hast, um in den Himmel dich zu heben,
Die Hände hoch gehalten,
Die seiner Sphären Farbenglut entfalten.

Du Baum, hast aufgezogen,
Gespannt das Königssegel günst'gen Winden;
Daß sicher durch die Wogen
Das Schiff sich unsrer Hoffnung konnte finden;
Am Himmelsport zu landen,
Wo eines offnen Busens Schutz wir fanden.

Altar, wo ohne Klagen
Das sanfte Lamm den Opferstreich empfangen!
Wenn in der Vorzeit Tagen
Der erste Isak seinem Tod entgangen,
Starb schutzlos hier der zweite,
Den inn'ger Liebeshuld der Vater weihte.

Einst warst du, Kreuz, verachtet,
Nun bist du seit dem Tag, dem segensvollen,
So hoch und hehr betrachtet,
Daß wir dir göttliche Verehrung zollen.
Verbreite deine Zweige,
Daß schützend sich dein Schatten auf uns neige.

Hier hat die Gottesminne,
Da süßer Liebe Flammen sie durchglühten,
Geruht mit frohem Sinne,
Indes sie aus den duft'gen Myrrhen deiner Blüten
Den Himmelsbalsam preßte,
Der hold ihr Herz erquickt beim Freudenfeste.

Hier soll die Seele weilen
Und dankbar froh in Thränen sich ergießen,

Dann zu der Palme eilen
Und ihrer Krone süße Frucht genießen,
Da Trauben stets und Ähren
In Fülle ihre Zweige uns gewähren.

Hier glänzt dir auch entgegen
Das Opfer und der Priester ew'ger Klarheit;
Des sanften Lammes Segen,
Des Lebens Wein, das Brot der Wahrheit;
Er, den die Liebe tötet,
Daß ihm sein Blut des Kleides Lilie rötet.

O heil'ges Kreuz! O Pforte
Des Paradieses! Weg zum ew'gen Leben!
Steh' einst zu meinem Horte —
Muß ich im Tode vor dem Richter beben,
Den hier du sahst verbluten —
Durch meine Schuld und seines Zornes Gluten!

Charfreitag.

Von Francisco de Quevedo.

Jetzt hat der Trauer Macht die Welt umschlungen,
So weit die Sonne wallt auf reiner Bahn,
Die Luft, das Feuer fängt zu klagen an,
Da dichte Dämmerung das Licht bezwungen;

Aus dunklem Kerker ist der Tod gedrungen,
Voll Schrecken hat das Grab sich aufgethan,
Und des Gebirges Fels am Uferplan
Des nahen Meeres ist entsetzt zersprungen.

Die Menschen kalt und hart! Daß nicht in Zähren
Ihr Aug' sich trübt bei dieses Todes Schmerzen!
Von Stein, von Diamant sind ihre Herzen.

Doch nein — denn, so von Stein sie wären,
Sie würden für den Gott der Liebe sprechen,
Sie würden gleich dem Bergesfelsen brechen.

Die reine Liebe.

Von Teresa de Jesus.

Nicht Hoffnung auf versprochne Himmelsfreuden,
Hat mich, o Herr, in Liebe dir verbunden;
Und wäre selbst der Hölle Qual verschwunden,
Ich würde stets, was dich verletzte, meiden.

Was mich bewegt, sind deine bittern Leiden,
Sind deines Leibes siebenfache Wunden,
Sind deines Todes angstbefang'ne Stunden,
Und nichts vermag mehr, mich von dir zu scheiden.

Die Seele muß nach dir, o Herr, begehren;
Der Himmel und die Hölle mögen schwinden,
Ich muß dich lieben und in Furcht verehren.

Mit keiner Gabe kannst du mich verbinden;
Denn nichts vermag die Liebe zu vermehren,
Selbst nicht die Hoffnung, die ich muß empfinden.

Die Schule der Weisheit.

Von Lope de Vega.

Des Wissens Durst, das menschlichste Verlangen,
Hielt lange Jahre mich in banger Haft
Und rastlos hab' ich manche Wissenschaft
Durchforscht, um Ruhm und Ehre zu empfangen.

Wer staunt nicht, Herr, erhebt, von Stolz befangen,
Vor dir das Wissen sich, das schmeichelhaft
Die Menge feiert, um durch ird'sche Kraft
Im Mund der Welt, im Ruhmesglanz zu prangen?

Daß thöricht wir nach eitlem Wissen streben!
Wenn wir den Blick zu deinem Kreuz erheben,
Erkennen wir der Weisheit Kunst und Grund.



Wie lehrst du, da im Tod sich schloß dein Mund
Du selbst erschlossest dich am Kreuz in Klarheit,
O Christus! Ew'ges Wissen! Buch der Wahrheit!

Der Tod des Hirten.

Von Juan de la Cruz.

Ein junger Hirt, dem Glück und Ruh' entschwunden,
Fühlt sich vereinsamt und von Schmerz befangen;
Nach seiner Hirtin sehnt sich sein Verlangen;
Sein Herz hat tief der Liebe Qual empfunden.

Er weint nicht über seine Liebeswunden,
Ihn rühret nicht der Anblick seiner Leiden,
Obgleich er bittre Wunden fühlt im Herzen —
Er weint, daß dem Gedächtnis er entschwunden.

Und nur weil dem Gedächtnis er entschwunden
Der schönen Hirtin, trägt im fernen Lande
Freiwillig er der Knechtschaft Schmach und Bande;
Sein Herz hat tief der Liebe Qual empfunden.

Der Hirte klagt: „Weh mir, o Unglücksstunden!
Von meiner Liebe konnte sie sich scheiden,
Sie flieht, um meine Gegenwart zu meiden,
Indes ich tief der Liebe Qual empfunden."

Nach langem hat er einen Baum umwunden;
Die Arme öffnet dort der Schönheitsreiche,
Und ruht verstummt an ihm als Liebesleiche,
Sein Herz hat tief der Liebe Qual empfunden.

Blumen und Dornen.

Von José de Valdivielso.

Herr, was wird der Flur entspringen,
Die du tränkst so bitterlich?
„Dornen wird die Flur für mich,
Blumen wird für dich sie bringen."

Kann gedeihen denn ein Garten,
Fließt ein solcher Quell am Ort?
„Ja, doch windet man sich dort
Kränze von verschied'nen Arten."

Und, o Herr, für wen wohl pflücken
Wird man diese Kränze? Sprich!
„Die von Dornen werden mich,
Die von Blumen dich einst schmücken."

Der Schmerz der Wunden.

Anonym.

Wunden trägst du, mein Geliebter,
Und sie schmerzen dich;
Trüge sie statt deiner ich!

Wer, o Jesus, konnte wagen
Mitleidslos dich zu verwunden?
„Schweres, Seele, mußt' ich tragen,
Bis ich liebend dich gefunden;
Tödlich glühen meine Wunden,
Die die Liebe mir geschlagen."

Wunden trägst du mein Geliebter,
Und sie schmerzen dich;
Trüge sie statt deiner ich!

Litte selbst ich deine Qualen,
Da sie, Herr, den Tod dir bringen!
„Wenn sie dich mit Schmerz durchdringen
Nenne, Herz, sie Lebensstrahlen!
Leben wird aus allen Malen
Meiner Wunden dir entspringen."

Wunden trägst du, mein Geliebter,
Und sie schmerzen dich;
Trüge sie statt deiner ich!

Ach! wie muß ich trauernd bangen
Wenn ich deine Wunden sehe!
„Leicht erscheint mir all' ihr Wehe;
Und noch mehr möcht' ich empfangen!
Wahre Liebe muß verlangen,
Daß sie liebend untergehe."

Wunden trägst du, mein Geliebter,
Und sie schmerzen dich;
Trüge sie statt deiner ich!

Klage der Jünger.

(Am Himmelfahrtstage.)

Von Luis de Leon.

So läßt du deine Herde
Betrübt und einsam, heil'ger Hirt, im rauhen,
Im dunklen Thal der Erde
Und schwingst dich durch den blauen
Lichtraum empor zu ew'gen Himmelsauen?

Die hohes Glück genossen
Und jetzt in banger Trauer sich verzehren,
Die sich ans Herz dir schlossen
Und bald dich nun entbehren,
Wo sollen Trost, wo Hilfe sie begehren?

Wie böte noch den Blicken,
Die, Herr, Dein himmlisch-schönes Antlitz schauten,
Ein anderes Entzücken?
Wer deinem Wort, dem trauten,
Gelauscht, kann etwas ihm noch lieblich lauten?

Wenn wild die Wogen brausen,
Wer sänftigt dieses Meer und zwingt hienieden
Der Stürme zorn'ges Sausen?
Und bist du, Stern, geschieden,
Wer leitet unser Schiff zum Port und Frieden?

O neidische Wolke, weile!
Laß dieses flücht'ge Glück uns noch empfinden!
Wo schwebst du hin in Eile?
Warum mußt du entschwinden?
Und lässest uns so arm zurück, die Blinden!

Gebrochene Schwingen.

Von Cristoval de Virues.

Ich bin gefallen von dem Berg, dem hohen,
Des Gipfel ich erstieg mit leichtem Blut
In der Gedanken und des Herzens Glut,
Die vor der Menge flohen und entflohen.

Wie Leuchten sah zu meinem Flug ich lohen
Der Erde Mühelust und Heldenmut,
Doch sie verwandelte der Zeiten Wut
In Qual und Schwermut, die mir maßlos drohen.

Mit Eifersucht und mit des Irrtums Schlingen,
Mit Undank, Neid und Falschheit hat das Leben
Gelähmt, gebrochen meinem Flug die Schwingen.

Du, Gottes Gnade, magst mir andre geben!
Dann wird auf sichrer Bahn es mir gelingen,
Als neubeschwingt zum Himmel aufzuschweben.

Innerer Kampf.

Von Cristoval de Virues.

Die Seele konnte Freiheit sich erringen,
Sie brach der Thorheit Ketten, deren Schwere
Sie einstens trug auf klippenreichem Meere,
Wo tückisch der Sirenen Lieder klingen.

Kein Blendwerk wird, kein Zauber sie bezwingen;
Sie warnt den Leib mit lichter Gotteslehre,
Daß nimmer in die Flut zurück er kehre,
Der zeitliches und ew'ges Leid entspringen.

Doch kaum hat neue Kräfte sie bekommen,
Bekämpft die Sterblichkeit das wahre Leben;
So sehr berückt sie sinnliches Verlangen.

In meiner Brust ist dieser Kampf entglommen;
Des Himmels Teil will auf zum Himmel streben;
Was irdisch, will die Erde fest umfangen.

Undank.

Von Lope de Vega.

Wie eng hast Du Dich, Jesus, mir verbunden!
Warum willst du zur Liebe mich bewegen
Und wachtest in des Winters nächt'gen Stunden
An meiner Thüre, trotz dem Reif und Regen?

War das Gefühl aus meiner Brust entschwunden,
Daß ich nicht öffnete? Des Wahnsinns wegen,
Der mich umfing, hat an den heil'gen Wunden
Der Füße dir des Undanks Eis gelegen.

Wie oft vernahm ich meines Engels Wort:
„Erhebe dich, o Seele, schaue nieder,
Wie sich sein Ruf und Herz zu dir erheben!"

Wie oft wies ich die ew'ge Schönheit fort
Und sprach: „Wir öffnen morgen ihr!" um wieder
Dieselbe Antwort morgen dann zu geben.

Der verlorene Sohn.

Von Lope de Vega.

Nicht länger will ich in der Öde wallen,
Wo dumpf am Futter diese Tiere zehren;
Vater, an deine Brust will heim ich kehren,
Da ich von dir so thöricht abgefallen.

Zurück in seine königlichen Hallen!
Statt der zerriss'nen Lumpen, die entehren,

Kann ich ein purpurnes Gewand begehren;
Denn keiner klopft umsonst, er öffnet allen.

Ich gehe, meinen Irrtum ihm zu klagen,
Und ob ich auch aus Furcht, daß ich zuvor
Im Lebenslenz ihn mied, vor ihm mich scheue.

So will ich gehen; denn ich darf mir sagen:
Wenn ich die Kindestreue wohl verlor,
Verlor er niemals seine Vatertreue.

Schwerster Kampf.

Von Cristoval de Castillejo.

Sieh: im offnen Kampfe hier
Streite mit dem Willen ich,
Ich bekämpfe selber mich,
Gott beschütze mich vor mir!

Diesen Feind, vor dem ich zage,
Kann unmöglich ich bestehn,
Ihm noch weniger entgehn,
Da ich ihn im Herzen trage,
Doch mir welkt der Ehre Zier,
Werde jetzt ich mich ergeben;
Mit dem Tode kämpft das Leben:
Gott beschütze mich vor mir!

Die Vernunft ist's, die mich leitet,
Für mich kämpft, doch ohne Glück
Kehrte stets ich noch zurück,
Da sie Wunden nur erstreitet.
Jede Hoffnung schwindet hier,
Daß mir jemand Hilfe bringt,
Bin ja ich's, mit dem ich ringe:
Gott beschütze mich vor mir!

Sprichwörter.

Gerade schreibet Gottes Stift,
Zeigt krumme Linien auch die Schrift.

Die Hoffnung preist man nicht vergebens
Als Viatikum des Menschenlebens.

Vollbrachte That,
Mächtiger als Gottes Rat.

Gottes Hilfe gewinnt,
Wer früh sein Werk beginnt.

Gott entzieht
Sich jedem, der die Seinigen flieht.

Wer durch Besserung tilgt die Schuld,
Der empfiehlt sich Gottes Huld.

Achte des Himmels Regen,
Doch begieß auch den Boden auf Deinen Wegen

Mit Gottes Segen
Bringt jeder Wind uns Regen.

Die alle in die Kirche locken,
Sie gehen selber nicht, — die Glocken.

Gottes Beutel im Land
Ist des Bettlers Hand.

Sein Herz erneut,
Wer bereut.

Bei uns der Rat,
Bei Gott die That.

Gott geleitet
Den, der vorwärts schreitet.

Gott ist deine Wacht,
Giebst du auf dich acht.

Kurz Gebet
Zum Himmel geht.

Die sternenhelle Nacht.

Von Luis de Leon.

Jetzt können an der Fülle
Zahlloser Sterne sich die Blicke laben,
Indes in dunkler Hülle
Die Erde ruht; es haben
Der Schlummer und der Friede sie begraben.

Doch mich entflammt ein Sehnen,
Das Gram und Liebesschmerz nicht schlummern ließen,
Ich weine reiche Thränen,
Des Auges Quellen fließen,
Bis sich die Qual in Worte kann ergießen.

Du Burg erhab'ner Ehre,
Der Wahrheit ihr, der Schönheit Tempelhallen,
Warum darf nicht das hehre
Gefild der Geist durchwallen?
Wie ist in nied'ren Kerker er gefallen?

Des Irrtums Nacht entrückte
So sehr die lichte Wahrheit dem Gemüte,
Daß bald das arg berückte
Vergaß die höchste Güte
Und sich um Schein und eitle Güter mühte.

Statt nach dem Heil zu ringen,
Hat sich der Geist dem trägen Schlaf ergeben

Und wie mit sanften Schwingen
Die Himmel weiter schweben,
Betrogen wird um Stunden er und Leben.

Erwacht, des Todes Söhne,
Und sucht euch zu entringen dem Verderben!
Die Geister ew'ger Schöne,
Des höchsten Gutes Erben,
Wie dürften sie um Nacht und Täuschung werben?

Erhebet eure Blicke!
Ihr schaut die Sternensphären nicht vergebens;
Zum Spott wird auch die Tücke
Des schmeichlerischen Lebens;
Ihr lacht der Furcht und Hoffnung seines Strebens.

Wie ein Atom erbleichen
Den Erdenball seh'n werdet ihr voll Bangen
Mit seinen stolzen Reichen
Und viel vollkommner prangen,
Wird das, was ist, was sein wird und was längst vergangen.

Ihr könnt die Harmonien
In jenen ew'gen Himmelsleuchten sehen,
Die fehllos weiter ziehen,
Auch wenn sie ungleich gehen,
In vollem Einklang zu einander stehen.

Ihr seht den Mond bewegen
Die Silberspeichen; ihrem lichten Gleise
Entquillt der Weisheit Segen,
Ihm aber folget leise
Der Liebe heller Stern in schöner Weise.

Ihr schauet dort den wilden
Und kampfbegier'gen Mars im Zorn sich schwingen,
Doch Jupiter, den milden,
Den Schätze reich umringen,
Den Himmelsraum mit heit'rer Luft durchdringen.

Und in erhabner Ferne
Erscheint Saturn, der Ahn der goldnen Zeiten;
Ihm huldiget der Sterne
Unzähl'ger Chor; sie breiten
Um ihn ihr Licht und ihre Herrlichkeiten.

Wer schaute dies und möchte
Den Tand der niedern Erde noch verehren?
Wer, der nicht seufzend dächte,
Die Fesseln zu zerstören,
Die ihm den seligsten Genuß verwehren?

Dort ruht die Qual der Triebe!
Dort herrscht der Frieden! Ihre Macht entfalten
Auf hehrem Thron der Liebe
Gesegnete Gewalten,
Daß in den Sphären Ruhm und Freude walten.

Dort zeigt in voller Wahrheit
Die Schönheit sich; im Wiederscheine sprühen
Die Strahlen ihrer Klarheit,
Die nie in Nacht verglühen,
Wo eines ew'gen Frühlings Blumen blühen.

Ihr wahrheitsreichen Fluren!
Ihr Auen wahrer, lieblicher Gebilde!
O minenreiche Spuren!
O Schluchten süß und milde!
O fernes Thal voll blühender Gefilde!

Todesstunde.

Von Calderon de la Barca.

Jetzt, o Gott, in dieser Stunde,
Da schon meines Leibes Bau
In den Staub zerfällt und endet,
Wie entsprungen er dem Staub:

Jetzt, da wie gebroch'ne Trümmer
Dies lebend'ge Kunstgebild,
Das ein günst'ger Hauch belebte,
Nun mit einem Hauch zerstiebt:

Jetzt, da meiner Atemzüge
Volle Zahl zur Neige geht,
Da ich keinen andern hoffe
Und der letzte bald verweht:

Jetzt, da im Empörungsfieber
Meine Kraft und jeder Sinn,
Als Gesellen meines Todes,
Meine grimmsten Feinde sind:

Jetzt, da sich die Bande lösen,
Jene Bande, die Natur
Einst verknüpfte, daß die Seele
Nur am schwachen Faden ruht:

Jetzt, da schwach der Schlag des Blutes
Starr der Leib, die Stimme schwer,
Und verhüllt in dunkle Schauer
Mich durchzuckt der letzte Schmerz:

Jetzt, o Herr, zur Stunde werden
Mir die Freunde offenbar;
Denn der beste Freund, er zeigt sich,
Wo am höchsten die Gefahr.

O wie doch dem Tod so ähnlich
Die Geburt, so ähnlich ist!
Weinend wird der Mensch geboren,
Wie er weinend wieder stirbt!

Wie der Welt mit einem Seufzer
Wir den ersten Gruß gezollt,
Sagen wir mit einem Seufzer
Ihr das letzte Lebewohl.

Eine kurze Zeit nur wandeln
Zwischen Wiege wir und Sarg,
Daß wir auf zum Licht uns schwingen
Oder stürzen in die Nacht.

Ob wir leben? Ob wir sterben?
Keiner weiß es; keiner weiß,
Ob er lebe oder sterbe;
Denn wer lebt, der stirbt zugleich.

Deutlich kann wohl ich dies lehren,
Ich, der hier in Ohnmacht liegt;
Da ich, weil ich sterbe, lebe;
Sterbe, weil ich lebend bin.

Muß der Mensch, damit er sterbe,
Nimmer eine and're Pein,
Keine and're Krankheit leiden,
Nur als Mensch geboren sein:

Darf von hohem Glück ich sagen,
Daß ich, Herr, in deinem Hort
Sterben kann und deine Lehre
Mich so oft gemahnt an Tod.

Sterben müssen wir, doch zahle
Zum Gewinn ich mir die Schuld;
Denn in freie That verwandelt
Das Gesetz mein frommer Mut.

Herr, verschließe nicht als Richter
Meinem Rufe das Gehör!
Nein, es sei durch meine Klage
Dein barmherz'ger Sinn versöhnt!

Größre Würde, als die Gnade,
Hegt nicht die Gerechtigkeit,
Drum zur Gleichheit, nicht zum Wettstreit
Hat dein Wesen sie geeint.

Giebt's wohl einen Grund, daß strenge
Du dich zeigest und nicht mild,
Da ja strenger Sinn und Milde,
Herr, in dir dasselbe sind?

Die Verzeihung und die Strafe
Sind ja gleich vor dir geschätzt,
Sei von deiner Hand Verzeihung
Vor der Strafe mir gewährt!

Wäre zwischen Sein und Nichtsein
Freigestanden mir die Wahl,
Hätte früher als mein Leben
Die Erfahrung mich gemahnt.

„Selig in des Nichtseins Schlummer
Liegt der Mensch in süßer Ruh;
Ist geboren er, zum Seufzer
Wird ihm jeder Atemzug."

Daß den Menschen du erschaffen,
Reute vormals deine Macht;
Ist's ein Wunder, wenn mich reut,
Daß ich, Herr, geboren ward?

Denn da kaum du mich erschaffen,
Gab ich nicht als undankbar
Meine Menschheit zu erkennen
Und bewies es durch die That?

Irrwort ist nicht, was ich sagte,
Daß mich reue die Geburt,
Da ich unvernünftig lebte,
Gleich als fehlte mir Vernunft.

Dich zu lieben, dir zu dienen,
Herr, dazu erschufst du mich;

Daß du mich verlassen, fürcht' ich,
Da zuerst ich dich verließ.

Zwischen Himmel nun und Abgrund
Steh' ich ach! zu meiner Qual,
Da ich auf der Bergeshöhe
Meines Lebens angelangt.

Herr, nun fleht dich meine Reue,
Daß du mir in Huld verzeihst;
Nichts kann mir zu Gunsten reden,
Nichts als meiner Reue Leid.

Mich durchwühlen Schmerz und Reue,
Nur weil, Gott, ich dich verletzt;
Wäre Himmel nicht, noch Hölle,
Fühlt ich doch nicht mindern Schmerz.

Rette, Gott, mich deine Gnade!
Dir zu Füßen in den Staub
Leg' ich willenlos die Seele
Und den Körper, kraftberaubt.

Wäre länger jetzt zu leben
Freigestellt auch meiner Qual,
Heute brächt' ich dir mein Leben
In dem Tod als Opfer dar.

Aber ist es, Herr, dein Wille,
Daß der Abgrund mich umfängt,
Will ich meinen Geist dir senden,
Daß die Strafe er erhält.

Und ich will dann ewig klagen,
Rufen in dem tiefsten Schmerz:
Hätt' ich immer dich geliebt!
Hätt' ich niemals dich verletzt!

Tod und Leben.

Von Francisco de Quevedo.

Wohl schreckensvoll, wie der Posaune Dröhnen,
Wird in der Brust der letzte Tag empfunden,
Und kalt und dunkel nahen seine Stunden,
Da keine frohen Sterne sie verschönen.

Doch holder Friede wird uns ihm versöhnen,
Wenn süß die Ruhe quillt aus Tod und Wunden;
Auf milde Weise will er uns bekunden,
Wie seine Wonnen reich das Leiden krönen.

Was soll ich thöricht vor dem Tode bangen,
Der mitleidsvoll sich naht, um von dem Bösen,
Vom Übel unsre Geister zu erlösen?

Er bringt mein Glück, so muß ich ihn verlangen,
Ihm danken, statt in Furcht vor ihm zu beben:
Mein Leben tötet er und lehrt mich leben!

Ewige Heimat.

Von Francisco de Aldana.

O reiner Quell des Lichts, o Vaterort,
Du Himmelsheimat voller Herrlichkeit!
O Burg der Wahrheit ohne Dunkelheit,
Du bist der Seele hehrer Ruheport!

Verklärte Geister weilen glorreich dort,
Fern ird'scher Lust, die sich dem Tode weiht;
Das All' durchdringt ihr Feuerblick, befreit
Von Menschenirrtum, in der Weisheit Hort!

Mit Thränen, mein geliebtes Vaterland,
Begehrt des Pilgers Seele dich im Zwange
Der Kerkerhaft, wo Schuld sich häuft auf Schuld.

Ewige Schönheit, die mein Herz empfand!
Daß hin, wo seine Liebe weilt, gelänge
Der Liebende, gewähre deine Huld!

Marias Verklärung.

Von Luis de Leon.

Du schwebst zum Himmelsfrieden,
Wo, Herrin, frohe Lieder dich empfangen;
O könnten wir hienieden
Dein Lichtgewand umfangen,
Mit dir auf heil'ge Höhen zu gelangen!

Dich trägt in sel'ge Ferne
Der Engel Schar und dient wie stets dir, Reine;
Dein Diadem sind Sterne,
O Königin, wie keine!
Dir küßt den Fuß der Mond mit lichtem Scheine.

Wende zurück das milde,
Verklärte Auge, daß in Lust erglühen
Die dornigen Gefilde
Und frohe Blumen blühen,
Wo schmerzlich sich der Erde Söhne mühen!

Durchdringt dein Blick, der klare,
Der ird'schen Seelen Nacht mit lichtem Leben,
Wird sie der wunderbare,
Daß leicht empor sie schweben,
Als göttlicher Magnet zum Himmel heben.

Das höchste Wissen.

Von Juan de la Cruz.

Unbekanntes Land betrat ich,
Wo ich, da mein Wissen schwand,
Mehr als alles Wissen fand.

Wußte nicht, wohin ich eilte.
Aber während dort ich war
Ohne Kenntnis, wo ich weilte,
Ward mir Wicht'ges offenbar;

Selber ward ich mir nicht klar,
Denn aus meinem Wissen schwand
    Alles Wissen.

Zur vollkommnen Wissenheit
Wurden Frieden mir und Minne;
In der tiefen Einsamkeit
Ward des rechten Wegs ich inne;
Ein Geheimnis bleibt's dem Sinne,
Da als Stammeln ich empfand
    Alles Wissen!

Selber war ich mir entschwunden,
Ganz vernichtet und versenkt,
Und des ird'schen Sinns entbunden,
Der, was er empfindet, denkt;
Ein Verstand war mir geschenkt,
Daß ich unverständlich fand
    Alles Wissen!

Wer sich dorthin aufgeschwungen,
Fühlt sich selber nimmermehr;
Was an Wissen er errungen,
Achtet niedrig sein Begehr;
Denn sein Wissen wächst so sehr,
Daß ihm aus dem Wissen schwand
    Alles Wissen.

Und je höher er sich hebt,
Wird geringer seine Macht,
Die als Wolke ihn umwebt
Mit der Finsternis der Nacht;
Aber wer es wohl bedacht,
Sieht, daß ihm für immer schwand
    Alles Wissen.

Dieses wissensfreie Wissen
Hat so hohen Geist empfangen,

Daß die Weisen, kunstbeflissen,
Nie mit Schlüssen es bezwangen,
Daß sie niemals sich errangen
Ein Verständnis, dem entschwand
Alles Wissen.

Wie zum Kranz sich heil'ge Ehren
Um das höchste Wissen schlingen!
Keine Schule kann es lehren
Und kein Studium erringen;
Glücklich, die sich selbst bezwingen
Durch ein Wissen, dem entschwand
Alles Wissen.

Wenn ihr's hören wollt, wir finden
Diese höchste Wissenschaft,
Wie wir gleich dem Blitz empfinden
Gottes Wesenheit und Kraft;
Wo die Gnade wirkt und schafft,
Zeigt sich, ob das Wissen schwand,
Alles Wissen dem Verstand.

Von der ewigen Liebe.

Von Juan de la Cruz.

O Glut der Gottesliebe,
Du flammst, daß blut'ge Wunden
Ich tief in meiner Seele Grund empfinde;
Du teilst des Herzens Triebe;
So sei ich denn verbunden
In Flammen dir, und was uns trennt, verschwinde!

O lieblich süße Bande!
O hochbeglückte Qualen!
O sanfte Hand, die mir das Glück gegeben!
Sie mahnt an ew'ge Lande,
Sie tötet, um zu zahlen
Im Tod; denn Tod verwandelt sie in Leben.

O leuchtend helle Gluten!
In euerm Schein erglänzen
Die abgrundvollen Tiefen im Gemüte,
Die nächtlich düster ruhten.
Doch jetzt beginnt's zu lenzen
Im Herzen, das von reiner Lieb' erglühte.

Du hast mit hehrem Sinne,
O Gott, mein Herz gewonnen,
Wo deine Macht nun still verborgen waltet.
In deiner duft'gen Minne,
Voll Seligkeit und Wonnen,
Wie hat sich meine Sehnsucht reich entfaltet!

Das Leben im Himmel.

Von Luis de Leon.

Ihr Auen lichter Wonne!
Beglückte Flur, die nie im Frost erkaltet
Und über der die Sonne
Stets sanft und lieblich waltet,
Daß Frucht und Segen neu sich stets entfaltet!

Mit einem Blumenkranze,
Im Schmuck der Lilie und der Purpurblüte,
Naht ohne Stab und Lanze
Der Hirt, daß er voll Güte
Auf süßer Weide seine Herde hüte.

Dort wallt er, seinen Spuren
Folgen die Silberlämmer und genießen
Die Rosen sel'ger Fluren,
Die ewig frisch entsprießen
Und im Genuß nur reicher sich erschließen.

Er führt zur Felsenzinne
Des höchsten Glückes sie und dann zur reinen
Quelle der Lust und Minne;

Zum reichsten Mahle einen
In ihm sich Hirt und Lebensbrot den Seinen.

Wenn durch das Lichtgefilde
Am höchsten zieht die Sonne ihre Gleise,
So rastet er voll Milde
In der Geliebten Kreise
Und labt ihr Ohr mit süßer Liederweise.

Die Zither klingt, die holde;
Wie weiß sein Spiel die Seele anzumuten,
Daß statt nach Schein und Golde
In wahrer Liebe Gluten
Sie in die Tiefen stürzt des ewig Guten!

O Lied des Himmels! klänge
Dein Nachhall wieder in das Weltgetriebe,
Daß er mein Herz durchdränge,
Mir nicht mein Selbst mehr bliebe,
Du mich in dich verwandeltest, o Liebe!

Froh könnt' ich dann die Lande,
Wo du, o meine Sehnsucht, ruhest, schauen;
Es brächen meine Bande
Bei dir! Auf sel'gen Auen
Fühlt' ich den ew'gen Frieden auf mich thauen.

Calderon de la Barca.

3 Zwischenspiele.

---

1. Die Gespenster.

Personen: Ein Theaterdirektor. Ein Fuhrmann. Ein Reisender. Die Seele. Der Leib. Ein Engel. Der Teufel. Der Tod. Gallizier. Zigeuner. Musikanten.

Freier Platz.

(Hinter der Szene Musik; man hört Kastagnetten und Instrumente. Ein Fuhrmann tritt auf.)

Gesang und Musik (hinter der Szene).
Festlicher Tag voll Glanz,
Bringest uns frohen Tanz,
Scherze und Mummenschanz!

Fuhrmann. Gott sei gelobt, daß das Schauspiel jetzt zu Ende ist und wir fortfahren können! Herr Direktor ...
(Der Schauspieldirektor tritt auf.)

Direktor. Nun, was giebt es?

Fuhrmann. Schon längst ist der Wagen bereit, und die armen Tiere sind unwirsch. Ich schwöre bei .... Doch ich will nicht schwören. Es paßt sich nicht für einen Fuhrmann, zu schwören. Laßt uns eiligst fortfahren! Denn dort erwartet man uns schon vor Mittag, und jetzt ist es bereits über zwei Uhr.

Direktor. Die Schauspieler sind kaum fertig und befinden sich noch auf der Bühne — nun, wegen anderthalb Meilen .....

Fuhrmann. Wenn Sie nicht überein gekommen wären, hier das Schauspiel am Morgen aufzuführen und dort am Abend, so müßten wir uns nicht beeilen, aber am

anderen Orte erwartet man uns schon länger als zwei Stunden, und die Maultiere haben nichts zu fressen und sind müde. Beim Teufel . . . .

Direktor. Lassen wir den Teufel!

Fuhrmann. Wissen Sie nicht, daß Fuhrleute stets an den Teufel denken?

(Er wendet sich an die Schauspieler hinter der Szene.)

Meine Herren, wir wollen aufbrechen . . . .

Die Schauspieler (hinter der Szene). Gönnt uns noch Zeit, die Theaterkleider auszuziehen!

Direktor. Keiner soll sich umkleiden! Da ihr dort gleich bei der Ankunft das Schauspiel beginnen müßt, so würde der Abend vorbeigehen, wenn ihr euch auskleiden und wieder ankleiden wolltet. Und es schickt sich nicht, daß ein wohlgeborenes und verehrtes Publikum auf uns warte. Jeder steige in den Wagen wie er ist.

Die Schauspieler (hinter der Szene). In den Wagen!

Direktor (zum Fuhrmann). Hört mich an!

Fuhrmann. Was befehlen Sie?

Direktor. Ich möchte Euch ans Herz legen, der Schauspielerin, welche die Seele spielt, den besten Platz zu geben.

Fuhrmann. Da haben Sie recht, denn die Seele ist die Hauptsache.

Direktor. Der Schauspieler, der den Leib spielt, darf nicht in ihre Nähe kommen; sie soll ihn nicht einmal sehen können.

Fuhrmann. Da läßt sich leicht helfen; wir stellen den Tod zwischen die beiden.

Direktor. Die Schauspielerin, die den Engel darstellt, ist, um die Wahrheit zu sagen, meine Frau. Plaziert sie neben den Teufel!

Fuhrmann. Das soll geschehen. (Er geht ab.)

Direktor. Nun will ich an den Ort vorauseilen und dort mich zeigen; denn wenn das Volk nur etwas sieht, so erwartet es ohne Ungeduld, was noch kommen soll. (Ab.)

Die Schauspieler (hinter der Szene). Wir sind schon alle hier; auf was wartet man noch?

Fuhrmann (hinter der Szene). Holla! Pedro: Treibe die Maultiere an! Den Rotfuchs, — den Schimmel . . . den Grauen . . .

(Man hört Wagengerassel und Schellengeklingel.)

Seele. Daß wir uns die Fahrt verkürzen . . . .

Engel. Lasset uns ein Liedchen singen!

Die Schauspieler. Wohlan, beginnen wir! (Sie singen.)

Festtag ist's; die Lust
Herrscht in jeder Brust,
Und gestimmt ist ganz
Nun die Welt für Tanz,
Spiel und Mummenschanz!

Offenes Feld und ein Weg.

(Ein Reisender mit einem Quersack und einer Weinflasche tritt auf.)

Reisender. Das ist doch höchst beschwerlich, daß mittags im Juni die Sonne so heiß brennt. Diese Feindin ehrlicher Leute hat es besonders auf mich, den Reisenden, abgesehen. Doch ich will ihre drückende Hitze dämpfen. Wir wollen uns ein wenig erfrischen. Einen Schluck gegen jeden Druck! — Schlucken wir! Das ganze Leben lang müssen wir schlucken und wieder schlucken. Einen Reisenden stört das Trinken übrigens nicht; denn er kann die Sache im Gehen abmachen. (Er trinkt.)

Die Sonne hat den Wein gewärmt; doch das hat nichts zu sagen. Der Wein ist am besten, wenn die Sonne ihn gekocht hat. Hat mir vielleicht der Trunk geschadet? Wir wollen darüber nachdenken und die Weinflasche zum Kopfkissen benutzen.

(Er legt sich zum Schlafen nieder.)

Mich beunruhigt ein wenig die Furcht. Seit einigen Tagen träumt es mir, ich weiß nicht, von was für einem drohenden Unfall. Doch ich schlage ein

Kreuz und will einschlafen. Nahen im Schlafe auch Gespenster, so drücke ich nun fest die Augen zu, wenn sie mich quälen. (Er schläft ein.)

Die Schauspieler (hinter der Szene; singen).

Festtag ist's; die Lust
Herrscht in jeder Brust,
Und gestimmt ist ganz
Nun die Welt für Tanz,
Spiel und Mummenschanz!

Fuhrmann (hinter der Szene). Pedro, halte das Vorderpferd zurück, daß es nicht in den Graben gerät!

Pedro (hinter der Szene). Ich kann es unmöglich halten.

Seele (hinter der Szene). Du bist betrunken, Fuhrmann.

Engel (hinter der Szene). Das Herz kehrt sich mir im Leibe um.

Fuhrmann. Dem Wagen geht es nicht besser. Bei meiner Seele! Er kehrt sich um und um.

Einer (hinter der Szene). Ich ersticke!

Ein Anderer (hinter der Szene). Ich sterbe!

Reisender (im Schlafe sprechend). Gespenster, was wollt ihr von mir? Schreckbilder, laßt mich in Ruhe!

Seele (hinter der Szene). Ach, ich Unglückliche!

Fuhrmann (hinter der Szene). Hurtig, Pedro! Komm und stehe mir bei, ihr Hilfe zu bringen! Ein Koffer zerdrückte der Seele alle Knochen.

Reisender. Hätte doch die Seele keinen Leib!

Fuhrmann (hinter der Szene). Der Teufel hat ein Bein gebrochen.

Reisender. Dann wird er der hinkende Teufel sein.

Einer (hinter der Szene). Der Tod ist ohnmächtig geworden.

Reisender. Seht nach, ob der Tod gestorben ist!

Tod (hinter der Szene). Der Engel hat sich den Kopf zerstoßen!

Reisender. Wäre er doch im Himmel geblieben!

Einige (hinter der Szene). Ich sterbe!

Andere (hinter der Szene). Ich ersticke!

Reisender (erwachend). Wehe mir! Welch seltsamer Traum! Ich kann nicht sagen, wie ich mich freue, daß ich erwacht bin. Ich träumte, daß mich der Teufel holte .... und ha! jetzt sehe ich ihn ....

(Der Teufel tritt auf, indem er sich bekreuzigt.)

Teufel. Jesus, Jesus! Es ist ein Wunder, daß ich nicht tot bin.

Reisender (für sich). Er schlägt ein Kreuz, da er mir naht.

Teufel. Heda, Mann! Wer Du immer sein magst, Gott sei Dank, daß ich Dir begegne!

Reisender (für sich). Der Teufel ist ein guter Christ!

Teufel. Da Du hier bist, komm schnell! Ich hole Dich, damit Du mir beistehst, einen unglücklichen Genossen in der Not Hilfe zu leisten.

Reisender. Hilfe zu leisten, ist nicht meine Sache; denn ich bin kein Ritter, der Notleidenden Beistand zu leisten hat, sondern nur ein Reitknecht, der bei Stiergefechten Dienste leistet.

Teufel. Thor! wenn Du auch fliehst, ich werde Dich mit Gewalt fortführen.

Reisender. Himmel! Er packt mich. Helft mir, heilige Engel, in meiner Bedrängnis! (Ein Engel tritt auf.)

Engel. Ich schwöre, daß ich mit der unseligen Gesellschaft nichts mehr zu thun haben will.

Reisender (für sich). Das ist noch schlimmer! Der Engel verschwört jede Gesellschaft.

Engel. Mann, hast Du ein Taschentuch, damit ich mir den Kopf verbinde?

Reisender. Ich habe kein Taschentuch und werde in meinem Leben nie eines haben.

Engel. Warum fliehest Du?

Reisender. Aus Furcht vor einem Teufel, der sich bekreuzigt, und einem Engel, der schwört.

Teufel. Halt, Freund!

Engel. Bleibe hier!

Reisender (für sich). Ich komme mir vor, wie der Mensch in einem geistlichen Schauspiele, da ich zwischen dem guten und dem bösen Engel stehe. Helft mir, ihr Seelen des Fegefeuers!

(Der Leib tritt auf und hält die Seele in seinen Armen.)

Seele. Ich fühle mich schon sehr erleichtert.

Reisender. Frau Seele mag sehen, daß ich nicht umsonst ach! gerufen habe!

Leib (zur Seele). Dennoch will ich schauen, wo ich Dich hier in der Nähe unterbringen kann. (Zu dem Reisenden.) Guter Freund, ich übergebe Dir die Seele. Sorge mir für sie, bis ich zurückkehre!

Seele. Gehe nicht! Denn ich habe mich bereits erholt.

Reisender. Herr Teufel, hier ist die Seele; Herr Engel, hier ist der Leib. Teilt euch in die Beiden und laßt mich fliehen! (Der Tod mit der Sense tritt auf.)

Tod. Wohin willst Du fliehen, da Du der erste sein sollst, an dem ich mich räche?

Reisender. Das fehlte mir noch!

Tod. Wie konnte man mich vergessen und bis zuletzt unter dem Wagen liegen lassen?

Reisender. Warum ärgert Ihr Euch darüber, da man stets zuletzt an den Tod denkt?

Tod. Heute stirbst Du durch meine Hand . . . Aber was sehe ich dort? Was ist das für eine Weinflasche?

Reisender. Das Kopfkissen, auf dem ich noch immer schlafe; denn ich weiß: das Leben ist ein Traum.

Tod. Du hast es meinem Durst zu danken, daß ich statt an Dir, an der Flasche meine Rache kühle.

Teufel. Da der Tod den Wein entdeckt hat, so laßt uns alle auf die Gesundheit des Todes trinken!

Reisender. Ich freue mich, daß der Tod trinkt und am Leben bleibt. Man soll mir nicht wieder sagen, daß der Wein töte.

Leib (zur Seele). Erhole Dich von dem Schrecken! Ermuntere Dich und trinke ein wenig!

Seele. Um Dir zu gehorchen, will ich trinken. (Sie trinkt.)

Reisender. Da die Seele fromm ist, so erhebt sie die Flasche hoch zum Himmel, um zu trinken.

Engel. Halt! wenn Dir die Seele lieb ist. Ich habe es nötiger. (Der Engel ergreift die Flasche und trinkt.)

Reisender. Der Engel hat einen guten Zug.

Teufel. Gieb her! Ich platze vor Durst.

Leib. Auch ich will einen Schluck nehmen, wenn etwas übrig geblieben.

Teufel. Wir wollen austrinken. — Aber beim Himmel! Die Flasche ist schon leer.

Reisender. Seht den Teufel an! Selbst den Flaschen läßt er keine Ruhe.

(Der Fuhrmann tritt auf.)

Fuhrmann. Kommt! Der Wagen ist wieder aufgerichtet.

Teufel. Verderben mag mein Leben.

Leib. Verderben mag meine Seele.

Seele. Und mein Leib . . .

Alle Drei. Wenn wir wieder einsteigen!

Der Tod und der Engel. Wir sagen das Gleiche.

Fuhrmann. Was wollt ihr euch sträuben? Ist es denn ein Wunder, daß . . . ein Wagen umfällt?

Leib. Nein, denn es ist kein Wunder, daß der Fuhrmann betrunken ist.

Fuhrmann. Du lügst, als menschlicher Leib.

Leib. Und Du, als menschlicher Weinschlauch.

(Sie fallen einander an.)

Teufel. Bei allen Teufeln, haltet ein!

Tod. Es genügt, daß ich mitten unter ihnen bin.

Beide. Himmel! Hilfe! Sie töten sich.

Reisender. Meine verehrten Herren . . .

Gallizier (hinter der Szene). Flieht, Gallizier! Die Zigeuner verfolgen uns.

Zigeuner (hinter der Szene). Verfolgt sie! Wir wollen ihnen die Ernte abnehmen.

Teufel. Man hört Leute, und da wir die Zwei nicht trennen können, so wollen wir allen rufen.

Tod und Engel. He, Schnitter!

Teufel und Seele. He, Wanderer!

Tod und Engel. Kommt!

Gallizier (hinter der Szene). Dort sind Leute, die uns schützen können.

Zigeuner. Mögen ihnen auch andere beistehen, das thut nichts. Je mehr Feinde, desto größer die Beute.

(Gallizische Schnitter und eine Truppe Zigeuner treten auf.)

Gallizier. Aber — wehe uns! wir haben es mit dem Teufel zu thun!

Zigeuner. Alle sollen sterben — doch ach! der Tod tritt uns entgegen.

Gallizier. Welch' ein Entsetzen!

Zigeuner. Welch' ein Schrecken!

Fuhrmann. Ihr Narren, warum flieht ihr? Das hier ist eine Schauspielergesellschaft, die ich zu einer Vorstellung fuhr. Beweis dafür ist der umgeworfene Wagen.

Reisender. Was ich höre! Daß ich nicht früher darauf gekommen bin!

Zigeuner. Da unsere Furcht ohne Grund war, laßt uns den Schrecken mit der Freude vertauschen.

Gallizier. Auf Leid folge Lust!

Seele und Engel. Ja wohl, doch wie mag das geschehen?

Reisender. Ist das nicht klar, da alle Schwänke ein gleiches Ende haben und beweisen, daß es manchmal ein Zeichen von Geist ist, mit Absicht toll zu sein?

Eine Gallizierin. Wenn dem so ist, mögen Gallizier und Zigeuner zum Schlusse etwas Lustiges singen.

(Sie singt.)

Hierher, hierher, Gallizier!
Hierher, hierher, wir singen!

Ein Gallizier. Hierher, hierher, Dominga!
Hierher, hierher, Lorenzo!
Eine Zigeunerin. Nun lärmt und macht Spektakel!
Dazu ist jetzt es Zeit;
Es will der Ernst nicht passen
Zum Schwank voll Heiterkeit.
Hierher, hierher, Gallizier!
Hierher, hierher, wir singen!
Reisender. Ich schaute erst Gespenster,
Sie schreckten mich gar sehr;
Da ich nun Menschen schaue,
So fürcht' ich mich noch mehr.
Seele und Engel. Schallt laut, ihr Instrumente!
Ihr Kehlen, singt und schreit!
Es soll das Fest nicht enden
Mit Schlägen und mit Streit.
Alle. Hierher, hierher, Gallizier!
Hierher, hierher, wir schließen!

---

2. Der Dragoner.

Personen: Ein Bauer. Der Alkalde. Ein Sakristan. Theresa, die Frau des Bauern. Eine Magd. Ein Soldat.

Eine Bauernstube.

Der Bauer und Theresa, seine Frau.

Theresa. Flieh', Mann! Die Polizei mit einer Menge Leute kommt; sie will jedenfalls Dich gefangen nehmen, da die Zahlungsfrist für das Geld abgelaufen, das Du Gil Barradas für die gekauften Äcker schuldig bist.
Bauer. Ist's auch wahr, mein Weib, daß sie hierher kommen?

Theresa. Wie dumm! Wenn es nicht wahr wäre, würde ich es Dir sagen?

Bauer. Wäre es denn ein Wunder, wenn Du etwas sagtest, nur um etwas zu sagen?

Theresa. Eile fort und bringe Dich in Sicherheit!

Bauer. Ich, werde eilen, Frau; denn Gott sei Dank bin ich leichtfüßig.

Theresa. Wie Du so widerspenstig bist!

Bauer. Ich halte mich an das Wort: Eile mit Weile!

Theresa. Während Du faselst, sind sie schon ins Haus gekommen, und hier giebt es keinen Altan und keine Flur, wohin Du Dich zurückziehen könntest. So mußt Du Dich nun verbergen, wenn Du nicht willst, daß man Dich gefangen nehme.

Bauer. Sag' mir denn: wenn ich komme und ein anderer hier ist, wo er sich verbirgt!

Theresa. Wie boshaft und argwöhnisch, Du Dummrian! Geh' unterdessen hier in den Strohboden; denn da werden sie dich vielleicht nicht finden!

Bauer. Es freut mich dies für ein anderes Mal zu wissen. (Ab.)

(Der Alkalde mit dem Amtsstab in der Hand tritt auf.)

Alkalde. Ist Parrado zu Hause?

Theresa. Nein, Herr Alkalde. Da er wußte, daß die Zahlungsfrist seiner Schuld abgelaufen, hat er sich auf und davon gemacht.

Alkalde. Er war ein Thor; denn ich kam nicht dessentwegen, sondern um ihn wissen zu lassen, daß eine Kompagnie Soldaten hier durchzieht. Um sie einzuquartieren, gehe ich von Haus zu Haus. Ihm fällt ein Soldat zu, den er diese Nacht zu beherbergen hat. (Er ruft in die Szene.) Trete er ein, denn er muß hier bleiben, wie es der Quartiermeister bestimmt hat!

(Ein Soldat tritt auf.)

Soldat. Gott sei Dank, daß ich an die Reihe komme!

Alkalde. Lebe er wohl! Er wird es in diesem Hause gut haben. (Er geht ab.)

Theresa. Nicht sehr gut; denn ich kann Euch mit nichts, nicht einmal mit der gewöhnlichsten Kost aufwarten.

Soldat. Frau Wirtin, macht Euch keine Sorgen; denn man ist an Entbehrungen gewöhnt! (Beiseite.) Beim Himmel! Die Wirtin ist nicht häßlich! (Laut.) Mit Salat, Schinken, einem Huhn, einer Pastete, einigen Rettigen, einem Stück Käse, einigen Oliven, mit Brot und Wein und etwas Süßem nimmt der Soldat Hans fürlieb!

Theresa. Nun, der Soldat Hans glaube und sei überzeugt, daß von allen den Sachen nichts zu haben ist!

Soldat (singt). Wirtin mein, Du hast kein Essen,
Doch ich klage nicht;
Denn Du hast ja gar ein schönes,
Liebliches Gesicht.

(Der Bauer tritt im Hintergrunde auf und horcht.)

Bauer (beiseite; singt).
Sieh', Strohboden mein, wie schelmisch
Er den Hof ihr macht!
Leih' zum Schutze drum den Riegel
Mir für diese Nacht!

Theresa (singt.) Mag er sich nur nicht bemühen;
Besser schweigt er still;
Stocktaub ist, mag sie auch hören,
Die nicht hören will.

Bauer (singt). Wenn ich, in der Hand den Riegel
Leise mich genaht,
So geschah es, weil ich klüglich
Mit mir ging zu Rat.

Soldat (singt). Mag ich mich auch immer ärgern,
Hast kein Essen Du;
Fliegen auf mein Wort die Tauben
Dir gebraten zu.

Bauer (singt). Er verspricht ihr gutes Essen;
Riegel, halt! zurück!
Bis ich sehe, ob entfliege
Meiner Hoffnung Glück.

Theresa (singt). Daß umsonst er Süßholz raspelt,
Hat er wohl gesehn;
Mag er, da ich ihn nicht liebe,
Seiner Wege gehn!

Bauer (singt). Meine Frau will man beschenken,
Doch sie widerspricht.
Solch' ein Mißgeschick, ihr Herren,
Sah bis jetzt man nicht!

Soldat (singt). Glaubt Sie etwa, was ich sage
Sei nur Schein und Trug,
Geh' und komm' ich schnell und bringe
Alles ihr im Flug.
Denn fürwahr, ob auch die Leute
Mich nur Hans genannt,
Bin ich doch als wahrer Schlaukopf
Aller Welt bekannt.

(Der Bauer tritt vor, in der Hand hat er den Holzriegel, eine Art Querbaum, der zum Verschluß des Strohbodens dient.)

Bauer. Jesus! Jesus! Was ist mir begegnet!

Soldat. Wer ist dieser Maulaffe?

Theresa. Mein Mann. Er zittert, wenn er sieht, daß ein Soldat von irgend einer Kompagnie im Hause einquartiert wird.

Soldat. Er mag weder Furcht noch Sorge haben; denn es ist eine Kompagnie Dragoner.

Bauer. Mensch, was sagst Du?

Soldat. Wir sind eine Kompagnie Dragoner.

Bauer. Heilige Jungfrau! Ich bleibe nicht hier!

Theresa. Und mich willst Du den Dragonern überlassen?

Bauer. Du klagst ohne Grund, denn ihr seid euch verwandt.

Theresa. Verwandt?

Bauer. Ja, die Dragoner und die Küchendragoner.

Soldat. Aber ich bin so ordentlich, so friedfertig und bescheiden, daß ich nichts fordern werde.

Bauer. Selbst wenn es kein Bett in meinem Hause gäbe?

Soldat. Ich würde auf Stroh schlafen.

Bauer. Und wenn Er kein Abendessen bekäme?

Soldat. Ich würde ohne Essen mich zufrieden geben.

Bauer. Was Ihr dort seht, ist der Strohboden, und da ich ausgehen muß, so will ich die Thüre von außen mit dem Querbalken verschließen.

Soldat (für sich). Wenn ein Bauer einen Querbalken in der Hand hat, wer gehorchte ihm nicht? (Laut.) Ich bin's zufrieden. Ein Dach und Stroh genügen mir, da ich ganz müde bin. (Er geht ab.)

Bauer (für sich). Jetzt will ich mich als ein großer Mann zeigen! (Laut.) Dies ist der Schlüssel meiner Ehre! (Er giebt der Frau einen Schlüssel.) Achte ihn hoch! Ich will nicht, daß Du mir was entgegnest. Das Vertrauen ist die größte Sicherheit. Nimm ihn! Schließe Du! (Für sich.) Möge euch in der Abwesenheit kein schlimmer Gedanke quälen! (Er geht ab.)

(Eine Magd tritt auf.)

Magd. Gott sei Dank, Herrin, daß die Stunde gekommen ist, da er fortgeht.

Theresa. Was hilft's, da der Dragoner da geblieben ist?

Magd. Der ist ja eingeschlafen. Es ist nichts zu fürchten. Um so weniger, da er schläft.

Theresa. Sieh' nach, wer an die Thüre poltert!

(Der Sakristan tritt auf und hat einen Sack über der Schulter hängen.)

Sakristan. Theresa aller Theresen und auch der Marien und Annen, der Isabellen und Beatricen, der Johannen, Luisen und Katharinen. Kaum ging Dein Mann fort und kehrte mir den Rücken, so kam ich hierher geeilt. Doch was ist das? Bewillkommst Du mich nicht? Quid habes, domina mea?

Theresa. Was willst Du, da ich einen Gast im Hause habe?
Sakristan. Einen Gast! Quis est?
Theresa. Ein Soldat, der für diese Nacht hier einquartiert ist.
Magd. Wie kann Dich die Kleinigkeit erschrecken? Was thut's, ob er hier ist oder nicht, da er in dem Strohboden eingeschlossen ist.
Sakristan. Du, Mariechen, reddidiste ad corpus almam. Decke den Tisch, denn ich will mich meiner Last entledigen.
Magd. Sieh' dort den gedeckten Tisch mit Tellern und Glas, Salzfaß und Leuchtern.
(Im Hintergrunde befindet sich ein gedeckter Tisch, auf dem einige Teller, ein Glas, ein Salzfaß und ein Leuchter stehen.)
Sakristan (nimmt aus seinem Sacke Eßwaren). Sieh', hier ist ein Salat; um ein italienischer zu sein, fehlt nur, daß er aus Italien käme. Hierzu habe ich in meiner Mütze harte Eier verwahrt. Hier etwas von Blätterteig, das in meinem Hause gebacken wurde und nicht im Wirtshause; denn da wäre es blätterleicht geworden. Hier Schinken, ein Huhn gefüllt und gewürzt. Rettige und Oliven zum Nachtisch fehlen nicht. In pectore befindet sich die Flasche.
(Er nimmt aus der Brusttasche eine Flasche Wein.)
Theresa. Ich habe mich gesetzt. Und jetzt, Mariechen, setze Dich auch!
Bauer (hinter der Szene). Holla, hier im Hause!
Theresa. Weh' mir! Mein Mann!
Sakristan. Was ist zu thun?
Theresa. Ach, ich Unglückliche! Ich weiß es nicht.
Magd. Aber ich. Alles dies wollen wir in den Ecken der Stube verbergen.
Bauer (hinter der Szene). Holla! Aufgemacht!
Magd. Antwortet Ihr, als wärt Ihr eingeschlafen gewesen!
Theresa. Wer ruft?
Bauer (hinter der Szene). Dein lieber Mann!
Magd (zum Sakristan). Jetzt ist keine Zeit zu verlieren. Verstecke Dich hier unter den Tisch!

Sakristan. List gegen List!

(Er verbirgt sich unter den gedeckten Tisch.)

Bauer. Aufgemacht!

Magd. Ach! es ist der Herr!

(Theresa öffnet die Thür, und der Bauer tritt ein.)

Bauer. Wie lange geht's, bis ihr euch ermuntert habt?

Magd. Seid willkommen, Herr!

Theresa. Welche Freude, wenn ein Mann wieder in sein Haus heimkehrt!

Bauer. Besonders, wenn er so lange fort gewesen!

Theresa. Warum kehrst Du zurück?

Bauer (für sich). O Argwohn, Du läßt mir keine Ruhe!

Theresa (beiseite zur Magd). Willst Du nicht den Tisch abdecken?

Magd (zur Herrin). Er würde es sehen, wenn ich es thäte.

Theresa. Warum kommst Du?

Bauer (er geht zum Eingang in den Strohboden). Nur um hier nachzusehen. Der Querriegel schließt die Thüre gut. Das macht, daß ein Mann Vertrauen zu einer Frau hat!

Soldat (hinter der Szene). Herr Wirt!

Bauer. Herr Soldat!

Soldat (hinter der Szene). Laßt mich aus diesem Käfig!

Bauer. Was will der Herr Soldat?

(Der Bauer öffnet den Strohboden, und der Soldat tritt heraus.)

Soldat (für sich). Da ich alles gesehen, was vorgegangen, will ich das Abendessen kosten. Ich müßte ein Narr sein, wenn ich es nicht thäte. — (Laut.) Da ich Ihn hörte, so rief ich. Ich habe schon geschlafen, und da mir die Lust zum Schlafen vergangen, kam mich die Lust an zu essen.

Bauer. Und wenn wir nichts zu essen haben?

Soldat. Seid unbesorgt. Ich verlange nichts. Wenn er ein Geheimnis verschweigen kann, so werde ich machen, daß wir alle essen werden.

Bauer. Wenn es mir nicht entschlüpft, werde ich das Geheimnis wohl bewahren.

Theresa. Auch wir beide wollen es thun. (Beiseite.) Was hat er vor?

Soldat. Wenn ihr dreie mir helft, so soll ein Abendessen im Fluge hierher kommen.

Bauer. Was haben wir zu thun?

Soldat. Die Frau Wirtin hat mit dem Licht zu leuchten, und die Magd hat das Essen zu holen; der Herr Wirt wird mir bei der Beschwörung helfen.

Bauer. Nein, das nicht! Was? Ich soll beschwören helfen?

Soldat. Warum nicht, wenn ein prächtiges Abendessen ihn erwartet?

Bauer. Das wird ein teuflisches Essen sein. Nun, es sei!

Soldat. Wohlan es sei!

Bauer (zur Frau). Du, halte das Licht!

Soldat (zur Magd). Und Du passe auf und thue alles, was man Dir befiehlt. (Beiseite zur Frau und Magd.) Wenn Ihr es nicht thut, sollt Ihr hören, was für ein Lied Euch der Dragoner singt.

Theresa. Wir müssen gehorchen.

Soldat. Leuchtet gut! Wir müssen unsere Gesichter sehen, damit alles, was geschehen muß, geschehe.

(Theresa nimmt den Leuchter. Der Soldat thut, als ob er eine Beschwörung vornähme und der Bauer macht ihm seine Bewegungen nach, und die Magd bringt die verborgenen Speisen.)

Soldat. Quiririn quin tapp!

Bauer. Quiririn quin tapp!

Soldat. Quiririn quin tipp!

Bauer. Quiririn quin tipp!

Soldat. Hier der Tapp!

Bauer. Hier der Tapp!

Soldat. Hier der Tipp!

Bauer. Hier der Tipp!

Soldat. Quiririn quin tipp!

Bauer. Quiririn quin tipp!

Soldat. O du, der verborgen bist — wo, das weiß ich wohl — komm mit einem Tisch beladen und merke dir: ich will, daß er gedeckt sei! Zögere nicht, meinem Befehl zu gehorchen; sonst werde ich sagen, wo du weilst, und die List kommt an den Tag! Hier der Tapp!

Bauer. Hier der Tapp!

Soldat. Hier der Tipp!

Bauer. Hier der Tipp!

Soldat. Fax.

Bauer. Fax.

Soldat. Fix.

Bauer. Fix.

Soldat. Fux.

Bauer. Fux.

Soldat. Hier der Tipp!

Bauer. Hier der Tipp!

(Der Sakristan unter dem Tische kommt mit demselben gegangen.)

Sakristan (beiseite). Daß ich gehorchen muß!

Theresa (beiseite). Und daß ich leuchten muß!

Bauer. Ei, ihr Leute, was ist das? Der Tisch kommt von selbst gegangen und ist gedeckt und alles in Ordnung!

Soldat. Still und geht nicht aus dem Kreise heraus! Du, der weiß, wo ein Salat und eine Pastete verborgen sind, gieb sie dieser Magd in jener Ecke, wohin sie geht! Lege in die andere Ecke, als wäre er ein Speiseschrank, ein Stück Schinken und ein gefülltes Huhn und es sei gut zubereitet! Merke dir, wenn es dies nicht ist, so werde ich dir kreuz und quer das Gesicht zerfetzen. Hier der Tapp!

Bauer. Hier der Tapp!

Soldat. Dort der Tipp!

Bauer. Dort der Tipp!

Magd. Ohne daß ich sah, wer es war, gab man mir dort Salat und Pastete, ein gefülltes Huhn und Schinken.

Bauer. Zum Teufel, wo hast Du es gefunden?
Theresa (für sich). Ich weiß schon, wo?
Sakristan (für sich). Und auch ich; und weiß noch mehr!
Soldat. Das Beste fehlt noch. — Du, der das Glück in durchlöchertem Korbe trägst, wandle über die stygischen Gewässer und bringe Rettige, Oliven, Brot und Käse und eine Flasche Wein! Gieb ja acht! daß sie nicht zerbricht. Wenn du mir das nicht bringst, soll dich ein Wetterschlag schnell wie ein Flintenschuß treffen. Hier der Tapp!
Bauer. Hier der Tapp!
Soldat. Hier der Tipp!
Bauer. Hier der Tipp.
Magd. Hier ist schon alles, was er genannt hat.
Soldat. Genügt dies, mein Wirt?
Bauer. Es genügt nicht. Was ist alles das, wenn er nicht auch ein Stückchen Rindfleisch bringt?
Soldat. Ein Stückchen Rindfleisch? — Du, der . . .
Theresa (beiseite zum Soldaten). Mensch, bedenke, daß nichts mehr da ist!
Soldat. Der Geist, der mir ins Ohr raunt, sagt, daß wir jetzt das essen sollen. Nachher, wenn noch etwas mangle, werde er es bringen.
Bauer. Laßt uns essen!

(Sie setzen sich an den Tisch.)

Soldat. Wir sitzen zu Vieren so fröhlich beisammen!
Bauer. Ist es nicht gefährlich, Herr Soldat?
Soldat. Was Ihr denkt. Wer es besorgt hat, giebt auch Sicherheit.
Sakristan (beiseite). Ich kann es thun, denn ich habe es bestellt.

(Der Bauer fängt an zu essen, und der Sakristan, der unter dem Tische sich befindet, nimmt ihm die Speise weg.)

Bauer. Ach! Ach! Ach! Man schnappt mir die Speisen weg.
Soldat. Schweig' und iß!

Bauer. Ein Andrer schweigt und ißt.

Soldat. Kümmert Euch nicht darum. Es ist hier ein guter Freund zugegen.

Bauer. Sei er, wer er wolle, beim Himmel, das Huhn schmeckt trefflich. Giebt es auch Wein?

Magd. Hier ist die Flasche.

Soldat. Leert das Glas! Ich werde Euch dann Bescheid thun.

(Der Bauer will trinken; der Soldat nimmt ihm das volle Glas weg, und dann thut der Sakristan dasselbe.)

Bauer. Ihr leertet das Glas bereits!

Soldat. Jetzt trinke!

Bauer. Ach, man nimmt mir das Glas weg.

Soldat. Man giebt es Dir wieder zurück!

Bauer. Man läßt mich weder essen, noch trinken!

Soldat. Der Euch das Essen weggenommen, hat Durst bekommen.

Bauer. Ohne Zweifel!

Soldat. Nun, da wir gegessen haben, fehlt uns noch der beste Nachtisch; das ist: zu sehen, wer es gebracht hat.

Theresa. Teufelskerl, was fällt Dir ein?

Bauer. Ich mag ihn nicht sehen.

Theresa. Noch ich.

Soldat. Sollen wir ihm denn nicht danken?

Bauer. Ich bin nicht dankbar.

Theresa. Und ich war stets undankbar.

Soldat. Du, der uns das Abendessen gegeben, ich erlaube dir fortzugehen. Mit Krach und Knall gehe hin, woher du gekommen bist!

Sakristan (für sich). Das allein thue ich mit Vergnügen.

(Der Sakristan kriecht lärmend unter dem Tisch hervor. Er löscht das Licht aus und im Dunkel giebt einer dem anderen Schläge.)

Bauer. Jesus! Jesus! Das Licht ist erloschen.

Sakristan (beiseite). An diesem Soldaten will ich mich rächen.

Bauer. Ach, man tötet mich!

Sakristan (beiseite). Wie er schreit! Gutes Essen stärkt die Stimme. (Laut.) Soldat, wo bist Du?
Soldat. Hier!
Sakristan. Hier hast Du Eins.
Soldat. Da hast Du auch Eins.
Bauer. Er hat's nicht, sondern mein Rücken.
Theresa. Ich gehe in meine Küche. (Sie geht ab.)
Magd. Ich unter mein Bette. (Ab.)
Sakristan. Ich gehe zu meinem profundis. (Ab.)
Soldat. Und ich auf das Wachthaus. (Ab.)
Bauer. Und ich halte Wacht im Hause.

---

3. Der tolle Mops.

Personen: Doña Barbula. Doña Aldonza. Doña Hermenegilda. Ein Wunderdoktor. Ein Gerichtsvollzieher. Casilda. Luisa. Eine Kammerfrau. Ein Kammerdiener. Ein Schneider. Ein Neger. Ein Handelslehrling. Ein Portugiese. Ein Franzose. Barbiere.

Saal im Hause der Doña Barbula.

Doña Barbula (hinter der Szene). Casilda! Mein liebes Mädchen! Schnell öffne die Thüre!

(Doña Barbula; vornehm gekleidet, und Casilda, ihre Köchin, treten auf.)

Casilda. Was hast Du?
Doña Barbula. Was ich habe? Ich bin halbtot. Ein Mops, — ach Gott! ich werde bald in Wut geraten — hat mich angefallen. Die Tage meines Lebens sind gezählt. Beichte, Testament, letzte Ölung, Begräbnis!

Casilda. Beruhige Dich! Vielleicht verfällst Du aus Irrtum in Wut. Was ist denn geschehen?

Doña Barbula. Wie Du weißt, Casilda, habe ich Doña Hermenegilda besucht. Sie liebt so sehr die Hunde ...

Casilda. Und ist, wie alle Deine Freundinnen, auf den Hund gekommen.

Doña Barbula. Die sie in ihrem Hause hat. Ach, wie elend bin ich! Doch in welchem Hause trifft man jetzt nicht auf einen Kläffer? Kaum hatte ich an die Thüre geklopft, da stürzten sie rudelweis herbei, ein Spitz, ein Hühnerhund, ein Pudel, ein Schoßhündchen, ein Windspiel, ein Schäferhund, eine Dogge, ein Dachshund, ein Jagdhund. — Ach, ich ersticke fast! — und unter ihnen ein niederträchtiger Mops ...

Casilda. Keinem Mops ist zu trauen.

Doña Barbula. Dieser fällt ohne weiteres mich an. Ich will ihm einen Schlag hinter die Ohren geben; da kehrt er zurück — weil ich ihn nicht getroffen hatte — grimmig wie ein Bullenbeißer und wollte mich in die Hand beißen. Man sagt, daß der erwähnte Mops zu jeder Zeit und wenn es ihm einfällt, wütend werden kann. Und es war ihm dies wohl gerade eingefallen. Ach welche Qual! — Denn meine ganze Hand ist angeschwollen, sie gleicht einem vollen Weinschlauch ...

Casilda. Ich kann nichts bemerken. Wäre sie nur ein voller Weinschlauch! Der Wein hülfe gegen Deine Leiden.

Doña Barbula. Wie? Du bemerkst nichts? Diese Hand ist ja zehn Pfund schwerer als diese. Wehe mir! Eile hurtig wie der Blitz, ehe das Gift mir in das Herz dringt, und suche einen Wunderdoktor auf, der die Krankheit besprechen kann!

Casilda. Ich weiß ein Wirtshaus, wo einer verkehrt.

Doña Barbula. Nun denn, was wartest Du noch?

Casilda. Ich will nur die Mantille anlegen.

Doña Barbula. Berichte ihm, daß der Brand bereits meine Hand ergriffen hat! Wenn er nicht dort ist, — er wird es aber wohl — beschreibe dem Wirte, — Wehe mir! — das Haus, und daß der Doktor nicht irre geht — da ich eben erst eingezogen und noch nicht bekannt bin — sage, daß uns gegenüber Doña Aldonza Equivalente, unsere schöne Nachbarin, wohnt! Sie kann ihn zu mir schicken, da sie hier bekannter ist!

Casilda. Ich eile, als hätte ich Flügel . . .

Doña Barbula. Höre! Obgleich Du siehst, daß ich im Sterben liege, gehe dennoch gleich fort! Ich werde nicht sterben, bis Du wieder zurückgekommen.

Casilda. Du thust gut daran; denn es ist für eine vornehme Dame nicht anständig, ohne Dienerin zu sterben.

(Sie gehen ab.)

Straße mit einem Wirtshause.

(Casilda tritt auf.)

Casilda. Ach, ich Arme! Ich verliere meine Herrin und fürchte mit gutem Grund, daß, wenn ich sie nicht mehr habe, ich keine mehr finde, die mit mir auskommt. So will ich mich denn eifrig nach dem Wunderdoktor umsehen, der ihre Wut besprechen kann. Und das wird nicht so schwer sein, da sie noch keinen Mann hat. Aber hier ist das Wirtshaus — und ich treffe ihn nicht. Er wird doch nicht etwa ohne den gewohnten Morgentrunk gestorben sein? Ich will die Bestellung meiner Freundin Luisa hinterlassen, denn dies ist das beste, was ich thun kann, um schnell wieder zu meiner Herrin zurückkehren. Der Himmel gebe, daß sie nicht vorher stirbt und mich vergeblich erwartet. (Sie ruft in das Wirtshaus.) Meine liebe Luisa!

(Luisa, die Kellnerin tritt auf.)

Luisa. Casilda, mein Schatz! Wie geht's Dir?

Casilda. Ich habe den größten Ärger. Meine Herrin tobt und wütet . . .

Luisa. Welche Herrin thut dies nicht?

Casilda. Ich suche jemand, der ihre Sucht heilen kann.

Luisa. Wen?

Casilda. Den Meister Andreas, ihn, der die Krankheiten bespricht . . .

Luisa. Eben ist er fortgegangen.

Casilda. Wie unglücklich ich bin!

Luisa. Aber er sagte mir, er werde gleich wieder zurückkehren.

Casilda. Nun, so sage ihm, — damit ich dort nicht vermißt werde — daß er nach dem hohen Hause kommen solle, das der Wohnung der Doña Aldonza Equivalente gegenüber liegt! Dort mag er nach mir fragen.

Luisa. Ich werde es thun, wie du sehen wirst.

Casilda. Der Himmel schütze Dich! Vergiß nicht, was ich Dir über das Haus gesagt habe!

Luisa. Ich werde es nicht vergessen. Sei ohne Sorge! Ich weiß nun, wohin er zu gehen hat — in das Haus gegenüber der Wohnung der Doña Aldonza Equivalente.

(Sie gehen ab.)

Saal im Hause der Doña Aldonza.

(Doña Aldonza und Doña Hermenegilda treten auf.)

Doña Aldonza. Konnte ich erwarten, daß mir zu dieser frühen Stunde ein solches Glück zuteil würde?

Doña Hermenegilda. Das Glück ist auf meiner Seite, Aldonza.

Doña Aldonza (ruft). Beltran!

(Eine Kammerfrau tritt auf.)

Kammerfrau. Was befiehlst Du?

Doña Aldonza. Nehme sie der Doña Hermenegilda Casana den Mantel ab! Da ich das große Glück habe, sie zu dieser ungewohnten Zeit bei mir zu sehen, so

darf sie nicht fortgehen. bevor ich meiner Freude ein Opfer gebracht habe.

Kammerfrau (zu ihrer Herrin.) Ja wohl, ein Opfer! Bedenke, was Du Dir auf den Hals ladest, da zur Stunde noch kein Feuer in unserm Hause brennt!

Doña Aldonza (zur Kammerfrau). Schweige! Sie wird wieder gehen, und ich habe mich höflich gezeigt.

Doña Hermenegilda. Eine solche zuvorkommende Einladung darf ich nicht ausschlagen. Zudem bestimmte mich ein guter Grund, Dich so früh am Morgen aufzusuchen. Ich flüchte mich in Dein Haus, wie an eine heilige Freistätte.

Doña Aldonza (für sich). Das ist eine schöne Geschichte!

Doña Hermenegilda. Ich stecke so tief in Schulden, daß ich selbst von Biscaya einen Mahnbrief erhalten habe. Das ließ mir keine Ruhe mehr in meinem Hause.

Doña Aldonza (zur Kammerfrau). Sie wollte eingeladen sein!

Kammerfrau (spöttisch zur Herrin). Schweige! Sie wird wieder gehen, und Du hast dich höflich gezeigt.

Doña Aldonza (für sich). Da bin ich in der Klemme! (Zu Doña Hermenegilda.) Sei mir herzlich willkommen! (Sie ruft.) Maria!

(Ein alter Kammerdiener tritt auf.)

Kammerdiener. Was steht zu Diensten?

Doña Hermenegilda. Weißt Du, Aldonza, was mir aufgefallen ist?

Doña Aldonza. Was denn, teure Freundin?

Doña Hermenegilda. Daß Du Deine Dienerin Beltran und Deinen Diener Maria nennst.

Doña Aldonza. Kommt Dir das seltsam vor? Versteht es sich nicht von selbst, daß Damen von Rang ihren dienenden Personen beliebige Namen geben? Übrigens heißt meine Kammerfrau Doña Theresa

Beltran und mein Kammerdiener Don Lucas Maria. Dies wird Dir die Sache klar machen.

Doña Hermenegilda. Gut so!

Doña Aldonza. Beltran.

Kammerdiener. Señora!

Doña Aldonza. Warum zögert sie? Nimmt sie nicht den Mantel ab?

Kammerfrau. Ja wohl!

Doña Aldonza. Maria!

Kammerdiener. Señora!

Doña Aldonza. Geh, und sieh nach, ob auf dem Markte etwas Gutes zu haben ist, um es dem Gewöhnlichen beizufügen!

Doña Hermenegilda. Du machst Umstände meinetwegen . . .

Doña Aldonza. Gar keine Umstände . . . (Zum Kammerdiener.) Geht er nicht?

Kammerdiener. Etwas Gutes wird man haben können, da es jetzt Frühling ist und jeder Tag neue Gerichte bringt. (Zu Doña Aldonza.) Es fehlt nicht an etwas Gutem, aber am Besten. Wir haben kein Geld.

Doña Aldonza (zum Kammerdiener). Wenn die Herrschaft Geld hätte, was, Du Dummkopf, hättet ihr dann zu thun? Die Kunst des Dienens und Verdienens besteht darin, daß man Geld sucht, wenn es daran mangelt. Versetzt etwas!

Kammerfrau (zum Kammerdiener). Maria . . .

Kammerdiener. Was will Beltran?

Kammerfrau. Bringe er Kohlen, Brot, Essen, kurz alles mit. Denn es ist gar nichts im Hause vorrätig.

Kammerdiener. Ich werde es thun, wenn man mir eine Wertsache zu versetzen giebt.

Kammerfrau. Hier! Versetze diesen Mantel!

(Sie giebt ihm den Mantel der Doña Hermenegilda.)

Kammerdiener. Die Dame muß hier die Bewirtung teuer bezahlen! (Er nimmt den Mantel und geht ab.)

Doña Hermenegilda. Aldonza, giebt es einen größeren Kummer, als Schulden zu haben?

Doña Aldonza. Ich, meine Freundin, bin — Gott sei Dank! — gegenwärtig niemand etwas schuldig. (Zur Kammerfrau.) Sieh nach, wer ruft!

Ein Gerichtsvollzieher (hinter der Szene). Ist Señora Doña Aldonza Equivalente zu Hause?

Kammerfrau. Ja wohl!

(Der Gerichtsvollzieher tritt auf.)

Gerichtsvollzieher. Mit Eurer Erlaubnis ....

Doña Aldonza. Was soll das? Eine Gerichtsperson in meinen Gemächern . . .

Gerichtsvollzieher. Ich bin dazu genötigt; denn draußen wartet der Kläger . . .

Doña Aldonza. Was für ein Kläger?

Gerichtsvollzieher. Der Hausherr, der mich beauftragt hat, Sie auszupfänden, weil Sie schon seit zwei Jahren ihm keinen Mietzins bezahlt haben.

Doña Aldonza. Ihr könnt von Glück sagen, daß mein Neffe, der Sekretär, gegenwärtig in Carracao ist, denn wenn er da wäre . . . Aber ich werde augenblicklich einen Kourrier an ihn abgehen lassen. Wartet und Ihr werdet sehen!

(Ein Handelslehrling mit einigen Papieren tritt auf.)

Lehrling. Wo ist die Herrin des Hauses?

Doña Aldonza. Was will er?

Lehrling. Mein Prinzipal, der Kaufmann, schickt hier diesen Schuldschein, und wenn er heute nicht bezahlt wird, begehrt er morgen eine Pfändung.

Doña Aldonza. Einer Dame von vornehmster Abkunft, einer Erbin reicher Güter eine solche Grobheit!

(Ein Schneider tritt auf.)

Schneider. Wie lange zögern Sie, mir meine Arbeit zu

bezahlen? — Die Unterröcke, das Korsett, das Oberkleid, die ich Ihnen bereits um Ostern abgeliefert habe?

(Ein Portugiese mit einem Warenballen tritt auf.)

Portugiese. Mir mein Geld geben oder geben das holländische Tuch, das ich gebracht gestern!

(Ein Franzose mit Spitzenwaren tritt auf.)

Franzose. Madame, wollen haben la bonté zu befehlen, daß man zahle die Spitzen oder sie retourniere!

(Ein Neger tritt auf.)

Neger. Wollen Sie, gnädigste Frau, mir die sechs Schachteln Chokolade von Gujacaca, die ich Ihnen zu sechs Realen abließ, bezahlen?

Doña Aldonza. Ist jemals einer Dame in der Welt so etwas widerfahren?

Doña Hermenegilda (spöttisch). Du, Freundin, bist — Gott sei Dank! — gegenwärtig niemandem etwas schuldig.

(Der Kammerdiener kehrt zurück.)

Kammerdiener (zu Doña Aldonza). Euer Gnaden können jetzt den Gast trefflich regalieren; denn auf den versetzten Mantel habe ich diese Hand voll Geld erhalten.

(Er zeigt ihr das Geld.)

Doña Aldonza. Auf welchen Mantel, Du Schelm?

Gerichtsvollzieher. Señora, die Sache zieht sich allzusehr in die Länge. Nenne Sie mir einige Ihrer liegenden Gründe oder Wertsachen, die ich sequestrieren kann!

Doña Aldonza. Sequestriere Deine Seele!

Lehrling (zum Gerichtsvollzieher). Thut es auch für meinen Herrn kraft dieses Schuldscheines!

Schneider. Vorerst kommt meine Arbeit in Betracht.

Portugiese. Vorerst mein holländisches Tuch.

Franzose. Vorerst meine Spitzen.

Neger. Vorerst meine Chokolade von Gujacaca.

Doña Aldonza. Vorerst möge der Teufel euch alle holen!

(Der Wunderdoktor tritt auf.)

Doktor. Gott segne dieses Haus! Wohnt hier Doña Aldonza Equivalente?

Alle. Ja.

Doktor. Nun denn Deo gratias! Verzeihen Euer Gnaden, daß ich nicht eher gekommen bin! Ich mußte noch einige schwache Köpfe besprechen.

Doña Aldonza. Das fehlte mir nur noch! (Für sich.) Bin ich vielleicht dem Doktor auch etwas schuldig? (Zum Doktor.) Wer befahl Ihm, mir nachzufragen oder die Schwelle meines Hauses zu betreten?

Doktor (für sich). Man erkennt gleich die Kranke. Könnte mich der Ausdruck ihres Gesichts täuschen. (Zu Doña Aldonza.) Die gute heilige Quiteria sei Dir gnädig und schütze Dich!

Doña Aldonza. Mensch, soll ich Dir die Augen aus dem Kopfe kratzen?

Doktor. Der klarste Beweis, daß diese Señora von dem Übel der Tollwut befallen wurde, ist: daß sie bei meinem Anblick zu rasen beginnt und sich vor der Kraft gratis data, die mir der Himmel verliehen, fürchtet.

Doña Aldonza. Soll ich Dir den Garaus machen?

Doña Hermenegilda. Ich kann diesen Jammer nicht mehr mit ansehen. Beltran, gieb mir meinen Mantel!

Kammerfrau. Ich habe ihn hierher gelegt — und finde ihn nicht mehr. Da so viele Leute gekommen . . .

Doña Hermenegilda. Ach, mein Mantel!

Doña Aldonza. Ei, diese Dame wütet mehr als ich. Steht ihr bei!

Doktor. Alles ist verloren, wenn das Übel Fortschritte macht. Haltet sie fest, wenn ich sie heilen soll! Denn ihr seht ja die Wut, die sie bei meinem Anblick befällt.

Gerichtsvollzieher. Wenn ich gewußt hätte, Señora, daß Sie an einer so schweren Krankheit leiden, wäre ich nicht in Amtsgeschäften hierher gekommen. Da ich nun aber hier bin, so will ich — mitleidig, wie ich bin — bei Eurer Heilung Hilfe leisten. Und Alle mögen meinem Beispiele folgen!

Doña Hermenegilda. Ach, mein Mantel!

Doña Aldonza. Was wollt ihr?

Alle. Euch festhalten.

Doña Aldonza. Bei dem geweihten Ordensritterkleid meines Onkels, den ich in Malta habe, Alle reiße ich in Stücke!

(Sie ergreifen Doña Aldonza und halten sie fest.)

Alle. Nun kommt, Herr Doktor!

Doktor. Laßt sie ja nicht los!

(Er macht allerlei Zeichen und besprengt Doña Aldonza mit einer Feuchtigkeit.)

Doña Aldonza. Lump, Du besprengst mich, und nicht mit Ambra und Orangenwasser.

Doktor. Beklagen Sie sich nicht! Es ist Mostrich und schadet der Gesichtsfarbe gar nichts. (Er bespricht sie.)

Bei der gnadenvollen Kunst,
Die in blauem Nebeldunst,
Mir verlieh des Himmels Gunst
An des Cedernflusses Strand,
Wo Sankt Petrus sich befand,
Und auch Sankt Johannes stand,
Ich beschwör' euch, Wut und Pein,
Bring' es, was es will, mir ein!
Sollt nicht in dies Herz euch schleichen,
Sondern flugs entweichen!
Hört ihr mein Retintin?
Dilin, Dilin.
Läutet man in Sankt Martin;
Dilon, Dilon,
Klingt es laut von Sankt Anton.

Doña Aldonza. Laßt mich los — damit ich diesen Betrüger zerreiße!

(Sie macht sich frei und fällt den Doktor an.)

Doktor. Mein Mittel hat einen schönen Erfolg! Seht, wie ruhig sie geworden ist!

Doña Hermenegilda. Ach, mein Mantel!

(Doña Barbula und Casilda treten auf.)

Casilda. Komm herein!

Doña Barbula (zu Doña Aldonza). Es scheint mir kein Zeichen von Höflichkeit und guter Nachbarschaft, Señora Doña Aldonza, da ich den Doktor rufen ließ, daß Sie ihn in Ihrem Hause behalten, während ich ihn so nötig habe.

Casilda. Das ist schön! Ich suchte ihn und er bleibt phlegmatisch ruhig hier!

Doña Aldonza. Auch das noch! Er und Sie und Alle mögen zum Henker gehen!

Doña Barbula (zum Doktor). Was wartet Er? Kommt und besprecht mich, denn diesen Morgen wollte mich ein Hund beißen!

Doktor. Laßt mich gehen! Das hat nichts zu bedeuten. (Er deutet auf Doña Aldonza.) Da aber haben wir einen schweren Fall. Sie wissen nicht, wie diese Dame wütet.

Doña Barbula. Auch ich kann wüten — hier und überall und öffentlich vor aller Welt.

Alle. Man halte sie!

Doña Hermenegilda. Meine Herren, macht keinen Lärm — und ich gebe meinen Mantel für verloren!

Doña Barbula. Undankbare Freundin, hier also warst Du! Deine Hunde wollten mich beißen und einer Anderen führest Du den Doktor zu?

Doña Hermenegilda. Ich weiß nur, daß Alle hier ehrliche Leute sind — aber mein Mantel kommt nicht mehr zum Vorschein. (Barbiere mit Guitarren treten auf.)

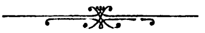
Ein Barbier. Was ist hier für ein Lärm?

Gerichtsvollzieher. Da der Nachbar Barbier, ohne seine Guitarre wegzulegen, hierher eilt und uns anfrägt, mögen die verehrten Anwesenden Zorn und Groll in Scherz verkehren und ihm singend antworten. Bereits ist ja die Pfändung zu einem lustigen Schwanke geworden. Macht Musik!

Alle. Musik!

(Musik und Gesang.)

Doña Aldonza. Ja, Herr Doktor, ich bin wütend,
Weil gar schwach mein Augenlicht;
Denn, ob hell es auch im Hause,
Seh' ich keinen Heller nicht.
Doktor. Ei, sie wütet gar nicht schlecht!
Barbier. Und sie wütet ganz mit Recht.
Gerichtsvollzieher. Ich bin wütend, weil ich sehe,
Daß das Suchen nichts mir hilft.
Doña Hermenegilda. Ich, weil stets auf meine Kosten
Jedermann mich regaliert.
Doktor. Ei, sie wütet gar nicht schlecht!
Barbier. Und sie wütet ganz mit Recht.
Casilda. Wütend bin ich, weil die Herrin
Sich ob jedem Deut erhitzt.
Lehrling. Ich, weil lauter Forderungen
Meines Herrn Vermögen sind.
Luisa. Ich bin wütend, weil das Wasser
Man im Weine nimmer liebt.
Schneider. Ich, weil sie mich ausgezogen,
Deren Kleider ich geflickt.
Doktor. Ei, er wütet gar nicht schlecht!
Barbier. Und er wütet ganz mit Recht.
Kammerdiener. Ich bin wütend, weil ich diene,
Wo man dient, doch nichts verdient.
Kammerfrau. Ich, weil ich das Haus regiere
Und doch Kammerfrau nur bin.
Doña Barbula. Und mich macht der Hunger wütend;
Bis mein Hunger wird gestillt,
Laßt uns scherzen, laßt uns tanzen,
Seid dazu ihr recht gewillt!
Doktor. Ei, sie wüten gar nicht schlecht!
Barbier Und sie wüten ganz mit Recht.



Druck von Johannes Päßler, Dresden.

